

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 21.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Hefen à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. F. Adack.

(Schluß.)

### XIV.

Der Herbstwind rüttelte an den Bäumen. Die leuchtenden Farben des Sommers waren verblaßt; eine sanfte Schwermut — die Poesie des Verfalls — lag über der Natur ausgegossen. Es war spät am Abend und Dora saß in ihrem Toilettenzimmer vor dem Spiegel, der ihre glänzende Erscheinung voll zurückwarf. Vor wenigen Stunden erst war sie von einem Spazierritt heimgekehrt, den sie in Gesellschaft einiger Freunde des Hauses unternommen hatte. Sie war eine leidenschaftliche Reiterin und ihre Kühnheit und Unerblichkeit forderte die blasierten, jungen Lebemänner, aus denen sich der Verkehr in ihrem Hause zusammensetzte, zu lebhafter Bewunderung heraus. Sie hatte in aller Eile das Reitkleid abgeworfen und sich umgelleidet. Nun lag sie nachlässig auf dem Divan inmitten des Zimmers und ihre Hände zerpflückten achtlos die Rosen, die auf dem Tischchen vor ihr standen und mit ihrem berausenden Duft die schöne Träumerin fast einschläfereten. Sie wartete auf ihren Mann, der in seinem Zimmer die letzte Hand an seine Toilette legte. Der Wagen, der die beiden zu einer Soiree im Hause eines auswärtigen Gesandten führen sollte, wartete ihrer bereits vor der Haustür. Ungeduldig stampften die feurigen Tiere den Erdboden. Der Kutscher sah verdrossen zu den hell erleuchteten Fenstern hinauf und brummte einen halbblauen Fluch in seinen Bart, als eine Viertelstunde nach der anderen dahinging, ohne daß er aus seiner abwartenden Stellung erlöst worden wäre. Helldorf war nicht gewohnt, in seinem Tun und Lassen auf seine Untergebenen Rücksicht zu nehmen.

Dora hatte ihre Toilette längst beendet. Ein weiches, golddurchwirktes Spitzenkleid umschloß ihren Körper und ließ ihren Hals und die wundervoll geformten Schultern blendend hervortreten. So oft sie die Augen aufschlug und ihr Blick auf ihr Spiegelbild fiel, das mit seinen goldigglänzenden Haaren und den bei aller Regelmäßigkeit von einem warmen, lebensvollen Hauch durchglühten Bügen von berückender Schönheit war, verzogen sich ihre Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

Die letzten Monate hatten sie wenig verändert. Vielleicht, wenn man genauer hinsah, daß ein fremder, müder Zug um

ihre Mundwinkel das Interesse noch erhöhte, welches die ungewöhnliche Erscheinung der schönen Frau einem jeden einflößte. Sie hatte in ihrer Versunkenheit den leichten Wortwechsel überhört, der im Vorzimmer erklingen war. Nun ließ ein Geräusch neben ihr sie zusammensfahren. Sie wandte sich um und eine glühende Röte schoß ihr in das Gesicht. Neben ihr stand Burghardt, mit umwölkter Stirn, einen finsternen Zug um die dunkeln, scharfblickenden Augen. Es war ihm nicht leicht geworden, das Haus des Mannes zu betreten, der einst seine Frau unglücklich gemacht.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte er, schneller als sonst seine Art war, „daß ich in dieser späten Abendstunde unangemeldet bei Ihnen eintrete. Ich muß Sie bitten, mit mir zu kommen. Mein Wagen steht vor der Tür. Hedwig ist krank und verlangt Sie zu sehen.“

Sie war so bestürzt, daß sie nicht gleich antworten konnte. Mechanisch ließ sie es geschehen, daß er sie in den Burnus hüllte, der auf dem Stuhle neben ihr lag und, ohne eine Antwort abzuwarten, ihren Arm nahm. Sie kam erst zu sich, als sie ihm gegenüber in dem Wagen saß, der mit rasender Schnelligkeit über das Pflaster rollte. Es fiel ihr ein, daß ihr Mann nicht wenig erstaunt sein würde, wenn der Diener ihm ihr plötzliches Verschwinden melden würde. Im nächsten Augenblick dachte sie nicht mehr daran. Es war ihr im Grunde genommen sehr gleichgültig, was er dazu sagen würde. Sie sah Burghardt an, der ihr gegenüber saß und in die Nacht hinausjah, und ein brennendes Gefühl überkam sie. Wenn sie vergessen könnte, was zwischen ihnen stand; wenn sie die Stimme des Gewissens verstummen machen könnte, die in ihrem Herzen für Lisbeth sprach und ihre Leidenschaft ausströmen würde in einem einzigen Worte, in diesem Augenblicke des Alleinseins mit dem geliebten Manne. Eine unwiderstehliche Lust wandelte sie an, ein Neufest zu wagen — in ihren Schläfen hämmerte es und ihre Lippen brannten. Es war nicht ihre Schuld, wenn es nun anders kam, als sie es sich gedacht hatte. Sie hatte ihn nicht wiedersehen wollen, von dem sie sich mit blutendem Herzen losgerissen. Und nun saß er an ihrer Seite, ohne daß sie ihn gerufen, ohne daß sie ihrem Gelübde untreu geworden

wäre. Das Schicksal selbst hatte es so gewollt — es hatte sie zusammengeführt gegen ihren Willen. Wer durfte sie verurteilen, wenn sie nicht die Kraft gehabt, der Versuchung zu widerstehen, die an sie herantrat, näher, verlockender als je. Mit einer leidenschaftlichen Bewegung hob sie in halber Bewußtlosigkeit beide Arme empor — ihre Lippen waren halb geöffnet wie die einer Verschmachtenden. Da traf Burghardts Stimme ihr Ohr, ernst und ruhig wie jederzeit, vielleicht, wenn man aufmerksam hinhörte, weicher, bewegter, als sie sonst klang.

„Ich habe Ihnen noch nicht mitgeteilt, welches die Ursache von Hedwigs plötzlicher Erkrankung ist, gnädige Frau,“ sagte er. „Es ist traurig genug, zumal für mich, der ich, obgleich im besten Glauben handelnd, einen Teil der Schuld trage. — Sie waren monatelang von Berlin entfernt und werden daher schwerlich wissen, daß Richards Briefe seit vielen Wochen immer seltener wurden, bis sie zuletzt gänzlich ausblieben. Ich selbst erfuhr durch einen Zufall darum. Sie wissen ja, wie wenig mittheilbar Hedwig ist, wie sehr sie gewohnt ist, mit allem, was ihr widerfährt, allein fertig zu werden. Ich wurde sehr unruhig um Hedwigs Willen. Wir wissen es alle, wie eng diese Liebe mit ihrem Leben verwachsen ist. Und Richard — ich kannte die Launenhaftigkeit, die Unbeständigkeit seines Charakters, aber ich hatte geglaubt, die Erfahrung, die er in diesem Frühjahr gemacht, würde ihm eine ernste Lehre sein. Ich glaubte, daß es ihm in ernster Arbeit gelingen würde, seinem Charakter den sittlichen Halt zu geben, der ihm so lange gefehlt. Man erlebt es ja oft genug, daß Erfahrungen einen Menschen, in dem ein edler Kern vorhanden ist läutern und vertiefen. Daß ich an diesen edlen Kern in Richards Brust geglaubt und im Vertrauen darauf gehandelt habe, bereue ich nun tief, nun, wo es zu spät ist. Ich bin, ohne das Hedwig darum wußte, bei ihm in E. gewesen. Ich wollte klar sehen, auf die Gefahr hin, das Schlimmste zu erfahren. Er ist mir ausgewichen — ich habe ihn nicht zu sehen bekommen und mußte ununterrichteter Dinge nach Hause zurückkehren. Das war vor wenigen Tagen. Hier angelangt, fand ich ein Schreiben von ihm vor. Er beklagte es tief, daß er sich durch ein Verlöbniß gebunden habe, wo er noch zu jung gewesen sei, um sich selbst zu kennen. Hedwig werde ihm verzeihen, wenn er sein Wort nicht einlöse.“

„Ich war aufs Tiefste erschüttert und wußte mir nicht zu raten, wie ich dem armen Mädchen diese grausame Nachricht mitteilen sollte. So gingen einige Tage dahin. Heut Morgen wurde ich zu Hedwig gerufen. Die Wirtin hatte sie, besinnungslos an der Erde liegend, gefunden und kam zu mir, nachdem sie selbst vergebens versucht hatte, das unglückliche Mädchen ins Leben zurückzurufen. Sie hat seitdem nur auf Augenblicke das Bewußtsein wiedererlangt. Welch' erschütternde Gemütsbewegung das Unglück herbeigeführt hat, sollten wir bald erfahren. Am selben Morgen stand in der Zeitung die Anzeige von Richards Verlobung. Sie stand mit großgedruckten Lettern an der Spitze der Familiennachrichten — seine Verlobung mit der einzigen Tochter eines seiner Vorgesetzten.“

„Ich hatte bei meiner Anwesenheit in E. ähnliches gehört. Das Mädchen, ein verwöhntes Kind aus reichem Hause, sollte an Richard Gefallen gefunden und ihre Eltern bestürzt haben, ihre Wahl zu billigen. Nun ginge Richard schon seit Wochen in dem Hause seines zukünftigen Schwiegervaters aus und ein und nur äußere Rücksichten wären schuld daran, daß die Verlobung einstweilen noch geheim gehalten werde. — Ich hatte es nicht glauben wollen, obwohl ich Richard kannte und wohl wußte, wie sehr er sich von den Eingebungen des Augenblicks leiten läßt und fremden Einflüssen zugänglich ist.“

Mit angehaltenem Atem hatte Dora seinen Worten gelauscht.

„Und Hedwig?“ fragte sie jetzt und sah gespannt zu ihm auf. Sie waren vor Hedwigs Wohnung angelangt. Burghardt hob seine Begleiterin aus dem Wagen.

„Seien Sie stark, Dora,“ sagte er und drückte ihre Hand.

„Es handelt sich hier um Schlimmeres als um den Tod.“ — Er fühlte, wie sie heftig zusammenschrak und legte den

Arm um sie, um die Wankende zu stützen. Dann geleitete er sie schweigend die Treppen hinauf. Vor der Thür von Hedwigs Zimmer mußte Dora einen Augenblick inne halten. Ihr war sehr weh zu Mute. Dann raffte sie sich auf und trat über die Schwelle. Burghardt war vorangegangen. Er hatte sich über Hedwig gebeugt, die mit geschlossenen Augen regungslos dalag, und lauschte ihren Atemzügen. Dabei sah er so ernst und ruhig aus, daß seine Frau, die bei der Kranken zurückgeblieben war und ihren Mann inbrünstig herbeigesehnt hatte, aus seinem Anblick von neuem Mut und Hoffnung schöpfte. Dora war mit schwankeuden Schritten näher getreten und hatte sich neben der Kranken niedergelassen. Lisbeth hatte ihr stumm die Hand gedrückt. Der Schmerz, der sie beide mit gleicher Gewalt getroffen hatte, ließ sie vergessen, was zwischen ihnen stand.

Es war ein erschütternder Anblick — die schöne, reichgeschmückte Frau, die ausfah wie das Leben selbst, an der Seite des bleichen Mädchens, dessen Lippen der Tod bereits geküßt zu haben schien. Nun schlug die Kranke plötzlich die Augen auf und sah Dora forschend an.

„Bist du es, Dora,“ sagte sie mit schwacher Stimme und ein mattes Lächeln schwebte um ihren Mund. — „Küsse mich — ich will schlafen gehen.“

Wochen waren vergangen. Der Wind spielte mit den welken Blumen aufs Hedwigs Grab. Burghardt war auf der Straße mit Dora zusammengetroffen. Sie sah sehr bleich aus und ihre Augen blickten stolzer und weltverachtender als je auf das bunte Treiben in den Straßen und auf die Menschen, welche stehen blieben, um der schönen Frau bewundernd nachzusehen. Burghardt war eine Strecke Wegs mit ihr gegangen. Er fühlte das tiefste Mitleid für das schöne Weib, das nun, seit Hedwigs Tode, einsamer und verlassenener als je in der weiten Welt stand. Sie hatte nach seiner Frau gefragt. „Lisbeth spricht oft von Ihnen,“ hatte er geantwortet. „Sie sind uns keine Fremde mehr, seitdem Sie nach der Geburt unseres Knaben so freundliche, teilnehmende Worte an meine Frau gerichtet haben. Sie wissen nicht, was Sie ihr damit getan haben.“

Sie war unter seinen Blicken über und über errötet und hatte dem Gespräch eine andere Wendung gegeben. Als er sich dann mit einem freundschaftlichen Händedruck von ihr verabschiedet hatte und nachdenklich seinen Weg fortsetzte, gesellte sich ein Bekannter zu ihm, ein wunderlicher Mensch, der alle Welt kannte und den ein böshafter Zufall einem Just in den Weg zu führen pflegte, wenn man seiner am wenigsten bedurfte. Er hatte mit angesehen, wie Burghardt sich von Dora verabschiedete und ließ es sich nicht nehmen, seinem Begleiter, der einfüllig neben ihm hinschritt, von der schönen Frau zu erzählen, von der er mehr zu wissen behauptete, als andere sich träumen ließen. Er hatte erwartet, daß Burghardt ihn fragen würde, was er mit seinen Worten meine und war nicht wenig enttäuscht, als jener schwieg und nur zerstreut mit dem Kopfe nickte. So hielt er es für geraten, seine Weisheit für sich zu behalten und Burghardt, der, wie er ihn heimlich im Verdacht hatte, seinen Worten keinen Glauben schenkte, mit einer geheimnisvollen Anspielung zu entlassen, um ihn für seinen Mangel an Vertrauen empfindsam zu strafen.

„Sie glauben mir nicht,“ sagte er und sah seinen Begleiter mit triumphirendem Lächeln an. „Nun — wir werden ja sehen, wer Recht behält. Ich sage Ihnen, mich wird es nicht überraschen, wenn wir beide eines schönen Tages zu hören bekommen: Eine unserer schönsten und geistreichsten Frauen, die Gattin eines der reichsten Männer der Residenz, hat sich auf einem Spazierritte den Hals gebrochen. Haben Sie die Frau je reiten gesehen? Nein — nun, Sie wissen, ich bin ein vorsichtiger Mann, aber ich will verdammt sein mein lebenlang, gutzuheißen, was meine Frau tut, wenn ich je etwas Tollkühneres gesehen habe. Sie scheint ihr Leben nicht sonderlich zu lieben, die schöne Frau! Und dabei immer heiter und schlagfertig und ohne eine Spur von Empfindlichkeit für die kleinen Schwächen ihres Mannes — die Frau ist ein Rätsel!“

## Der Freiheitskampf der Stedinger im 12. und 13. Jahrhundert.

Von Dr. Ludwig Braeutigam.

Wenn wir die reiche Geschichte der so bewegten Vorzeit der Nordseemarschen überschauen, so ist es besonders ein Ereignis, das uns mächtig ergreift: es ist der heldenmütige, unvergleichlich großartige Freiheitskampf der alten Stedinger. Wir bewundern die gewaltigen Kriegstaten der Griechen und Römer, die Erhebung der Schweizer gegen ihre Unterdrücker; wir preisen das nicht minder heroische Ringen der Niederländer für ihre Selbständigkeit.

Ein gleicher Heldensinn, eine gleiche Aufopferung des Lebens, eine gleiche Hingabe für das, was sie für ihre höchsten Güter hielten, zeigen sich auch bei dem schlichten Bauernvolk der Stedinger. Tausende, auch aus dem Norden Deutschlands, wallfahrten jährlich zu den romantischen Ufern des weltbekannten Vierwaldstättersees, um alle die Orte zu schauen, die namentlich durch Schillers letztes Vermächtnis an seine Nation, durch seinen „Wilhelm Tell“, verklärt worden sind. Denken wir an den Nordwesten Deutschlands! Wie viele fahren wohl jahraus, jahrein die Unterweser hinunter, die garnicht ahnen, daß sie an einem blutgetränkten Schlachtfelde vorüberkommen, auf dem ein ganzes Volk den gemeinsamen Heldentod für die Freiheit starb und so eine der heldenhaftesten Taten vollbrachte, die uns nur je in den Annalen der Geschichte aufbewahrt sind. Ja, gewiß ist der Kampf der Stedinger das bedeutendste und zugleich auch das „blutigste Blatt aus dem großen Ruhmeskranz“ des freiheitsliebenden Friesenstammes, und mit Recht sagt Hermann Müller, der liebenswürdige Dichter der Marschen: „Hätte der Stedingerkrieg einen würdigen Geschichtsschreiber gefunden, er wäre wert, ebenso in den Schulen gelehrt zu werden, wie die Kämpfe des Schweizervolkes.“

Im folgenden soll nun das wichtigste dieses Heldenkampfes vorgeführt werden, wie es dargestellt wird in der Geschichte, in der Sage und in der Poesie.

Alle geschichtlichen Darstellungen über die alten Stedinger werden nach den verschiedensten Seiten hin durch die gekrönte Preisschrift von Dr. jur. H. A. Schumacher (dem jetzigen Ministerpräsidenten in Lima) überragt. Diese bedeutende Schrift hat all die Irrtümer und Vorurteile beseitigt, welche in früheren Werken bezüglich der Stedinger verbreitet wurden.

Zunächst einiges über das Land der Stedinger. Während das jetzige Stedingerland das Gebiet zwischen der Dichtum und der Mündung der Hunte umfaßt, rechnete man zu dem alten Stedingen des 13. Jahrhunderts noch andere Teile: nämlich das Land östlich der Weser, das heutige Ostfriesland und einige Strecken östlich der Hunte, benannt Nieder- oder Nordstedingen, so daß der heutige Neß zwischen den angeführten Nebenflüssen der Weser das alte Ober- oder Südstedingen ist.

Einst lag dieses jetzt so blühende Gebiet unter den Wellen des wilden Meeres, bis der Boden höher und höher stieg und sich Sümpfe und Moore bildeten. Aber noch lange blieben die Ufer der Unterweser in unbebautem Zustande, und erst im 12. Jahrhundert, in derselben Zeit, in der die nächsten Gebiete um Bremen bebaut wurden, geschah die allmähliche Eindeichung und Kultivierung der Wesermarschen. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts ist Stedingen in blühendes Kulturland umgewandelt.

Was die Abstammung des Stedingervolkes anbetrifft, so ist zu bemerken, daß es die verschiedensten benachbarten Stämme waren, die ihre Angehörigen an die Ufer der Weser schickten; und so müssen wir die Stedinger des 13. Jahrhunderts als ein buntes Mischvolk erklären, das aber in seinen Gliedern durch gleiche Interessen verbunden wurde. Friesen, Holländer, Engern, Sachsen, Westfalen und andere hatten sich hier sammelt gefunden. Frei wohnten sie auf ihrem Grund und Boden, und mäßig war der Zins, den sie an den Oberherrn des Gebiets, an den Erzbischof von Bremen zahlten. Wenn

überall in dieser Zeit des Mittelalters der Bauernstand unter dem steigenden Drucke des Adels und der Kirche schwächer, untüchtiger und roher wurde und sein mühevoll erarbeitetes Brod in Schimpf und Kummer essen mußte, so konnten die Stedinger gleich den freien Bewohnern der Ufer des Vierwaldstättersees das sagen, was Schiller dem Stauffacher bei Gelegenheit der RütliSzene in den Mund legt:

Die andern Völker tragen fremdes Joch,  
Sie haben sich dem Sieger unterworfen.  
Doch wir — wir haben stets die Freiheit uns bewahrt,  
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie.

Man stellt wohl sonst die Behauptung auf, daß besonders die Gebirgsvölker eine große Freiheitsliebe, eine unendliche Unabhängigkeit an die Heimat befunden. Richtiger müßte es wohl heißen, daß sich diese Eigenschaften in hohem Maße bei den Stämmen vorzugsweise vorfinden, die sich selbst ihren Boden erschaffen und begründet haben. Dies beweisen vor allem die Niederländer, die Schweizer, die Friesen und auch die Stedinger. Die Männer, die durch ihrer Hände Fleiß die düstern Moore und Sümpfe zu einem „schönen Siz für Menschen“ umgewandelt, die den wütenden Elementen Trotz boten, die vielleicht schon manchmal sogar mit ihren eigenen Leibern den Deich geschützt bei Hochfluten, die kühn dem Tode ins Auge schauten, die beugten sich nicht unter fremde Gewalt, die trugen als freie Männer die wuchtigen Waffen so gut als die stolzen Ritter der Umgegend, die setzten auch gegen äußere Feinde ihr Leben ein für Haus und Herd, für Weib und Kind.

Wer störte nun die Ruhe dieses stillen und friedlichen Volkes? Es waren die Feinde, die damals überall ihre Herrschsucht offenbarten: die Priester und die Adligen, denen jede Freiheit des Volkes ein Dorn im Auge war.

„Ich will nicht, daß der Bauer Häuser baue  
Auf seine eigne Hand und also frei  
Hinleb' als ob er Herr wär in dem Lande:  
Ich werd mich unterstehn, euch das zu wehren.“

Der Sinn dieser Worte Geflers, die er dem freien Stauffacher zurief, wandte sich auch gegen die Stedinger. Ein langer Streit entbrannte, aus dem ich hier nur das wichtigste erwähnen kann.

Ungefähr um das Jahr 1159 beschlossen die Stedinger am Brookdeich, die Burgen, die von den oldenburger Grafen an ihren Grenzen angelegt waren, zu zerstören. Wenn sie rings umgeben waren von beutelustigen adligen Geschlechtern, so hielten sie doch treu zusammen und wehrten sich tapfer. Es kam nun in jener Zeit der unselbige Kampf zwischen Belsen und Hohenstaufen, jener Kampf, über den der berühmteste Minnesänger, Walter von der Vogelweide klagt:

Weh dir, du deutsches Land,  
Daß alle Ordnung schwand.

Der Papst, der sich in die deutschen Angelegenheiten mischte, bannte „wen er wollte.“ Selbst der bremer Kirchenfürst Waldemar, der Oberherr der Stedinger, wurde exkommuniziert. Auch der Kaiser Otto IV. verfiel endlich 1210 dem Banne. Wer wollte es da den Bauern Stedingens verdenken, wenn sie in dieser Zeit der Verwirrung nur an sich dachten und schließlich eine kirchliche und weltliche Oberherrschaft gar nicht mehr anerkannten. Aber dabei nahmen sie doch in frommem Eifer an dem Kreuzzuge Friedrichs II. teil, welcher Kaiser sie später wegen ihrer Taten für den deutschen Ritterorden belobt.

Ein bremer Erzbischof ist es nun gewesen, der die Stedinger vernichtete. Es war Gerhard II., der aus dem Geschlechte der Grafen von Lippe stammte und der unstreitig zu den hervorragendsten Würdenträgern gehört, die je im bremer Erzbistum geherrscht haben. Als entschiedenem Anhänger der Lehren eines Gregor VII. und Innozenz III., der zufolge der Kirche auch alle weltliche Macht gehöre, war es ihm etwas Unerhörtes, daß

dicht vor seiner Hauptstadt ein Volk von Bauern saß, welches frei war von den Banden des Lehnswesens. Als er auf gutlichem Wege von den Stedingern keine Abgaben erlangte, warf er dem zähen, unerschrockenen Gegner den Fehdehandschuh hin. Aber wie sollte er sich in den kampfbereiten Bauern täuschen! Ebenso wie später die Blüte der österreichischen Ritterschaft in der Schlacht bei Sempach von einem Bauernhaußen der Schweizer dahingemäht wurde, ebenso erlag das ritterliche Heer, welches Gerhard II. aufgeboten hatte, den Stedingern in der Schlacht am Himmelstump (1229), in welcher auch der Bruder des Erzbischofs, der Graf von Lippe, erschlagen wurde. Da griff der starrsinnige Bischof zu einem Mittel, das schon anderwärts seine guten Dienste getan: er versuchte die Stedinger als Kezer zu brandmarken. Wußte er doch, welche Bedeutung solche Anklage hatte! Wider die Kezer waren ja alle Mittel, selbst der Mord, erlaubt. Und hatte man nicht schon ganze Landschaften, so die Provence, auf diese Weise der Kirche wiedergewonnen? Einerseits galten die Stedinger im Auge der Kirche schon, weil sie ungehorsam waren, indem sie die Abgaben, den Zehnten, verweigerten, als Kezer; andererseits war es nicht schwer, wirkliche Irrlehren bei ihnen zu entdecken. Herrschen nicht noch heute allwärts bei dem Landvolke Ueberreste des alten heidnischen Aberglaubens? Wieviel mehr war das damals der Fall! So auch bei den Stedingern.

Nach mancherlei Unterhandlungen, bei welchen die harmlosen Stedinger der größten Greuelthaten beschuldigt wurden, erteilte der Pabst Gregor IX. die Vollmachten zur Kreuzpredigt gegen die kezerischen Bauern der Unterweser, die allerdings die meisten der anmaßenden und unsittlichen Priester vertrieben hatten. Jetzt wütete in Deutschland der furchtbare Inquisitor Konrad von Marburg, der gegen die Friesen das Kreuz predigte. Ueber die Stedinger wurde der Bann ausgesprochen, und selbst der große Hohenstaufe, der Feind des Papsttums, der, wie schon erwähnt, die Frömmigkeit der Stedinger selbst bezeugt hatte, selbst er fügte sich der Kirche und verhängte über das Land die Acht. Was die beiden Strafmittel Bann und Acht damals bedeuteten, ist bekannt. Aber obwohl sich so drohende Gewitterwolken zusammensogen, so zagten die kühnen Stedinger doch nicht. „Lieber tot sein, als Sklav,“ dieser alte Wahlspruch der Friesen schallte jetzt laut durch ihre sonst stillen Dörfer. Ihre Grenzen waren wohl verwahrt. Im Norden und Westen wurden sie geschützt durch Sümpfe und Moore, im Osten durch die Weser. Im Süden hatten sie Schanzen errichtet und der wichtige Paß bei Hasbergen war wohl verwahrt.

Mit fanatischem Eifer hatten die Dominikaner, die Trabanten der Kirche, in Norddeutschland den Kreuzzug gepredigt. Der Erfolg war ein großer. Im Frühling 1233 strömten aus vielen Gauen Ritter und Knappen in Bremen zusammen, um von hier aus zunächst Oststedingen zu züchtigen, in dem auch bald ein furchtbares Gerücht gehalten wurde. Aber immer noch wohnte der Kern der stedingischen Bevölkerung in Weststedingen sicher hinter seinen Deichen. Da ersann Gerhard II. einen teuflischen Plan. Er wollte die schützenden Deiche öffnen lassen, um Not und Tod über die Bauern zu bringen. Aber auch jetzt waren die Bewohner Weststedingens auf ihrer Hut, und die feindlichen Schiffe, welche dies schreckliche Werk ausführen sollten, mußten im Herbst 1233 unverrichteter Sache umkehren. Nun aber rüstete sich im Frühling 1234 alles zur Vernichtung des heldenmütigen Volkes. Viele stolze Geschlechter waren im Kreuzheere vertreten: die von Cleve, von Holland, von Brabant, von Gelbern, von Berg-Altena. Es begann die Todesschlacht der Stedinger.

Der Morgen des 27. Mai 1234 brach an. Während die Ritter auf dem linken Weserufer vorrückten, begleiteten die Schiffe den Zug des Heeres. Die südlichen Verschanzungen an der Dichtung ließ man unbeachtet, selbst den wichtigsten Zugang zu ihrem Lande, den Hasberger Paß. Alteneßch gegenüber wurde die Dichtung überbrückt. Auf dem Blachfelde standen mehrere tausend der rüstigen Bauern, dicht geschaart und wohl geordnet, unter der Führung dreier Helden, deren Namen uns

überliefert sind; sie hießen: Volke von Bardenstot\*), Tammo von Hunteorf und Detmar von Dieke. Fest entschlossen, mit klarem Bewußtsein gingen sie für ihre Heimat in die Entscheidungsschlacht, die nur Sieg oder Tod bringen konnte. Man hat früher immer die Zahl der Streiter zu hoch geschätzt. Es ist jetzt erwiesen, daß ungefähr 3000 Bauern 10000 Feinden gegenüberstanden, wohlbewaffneten und kriegsgeübten Feinden, die von ritterlichen Männern angeführt und von der Klerisei aufgestachelt wurden.

Das ist eben der unsterbliche Ruhm der Stedinger, daß sie angesichts einer solchen Macht nicht zagten. Als das Kreuzheer angriff, begann die Geistlichkeit in der Ferne jenes alte Klageslied zu singen: „Mitten wir im Leben sind vom Tod umfange.“ Stürmisch drang der Graf von Holland vor; aber die Stedinger wichen nicht. „Wie wütende Hunde“ erschienen sie den Kreuzträgern. Immer wilder wurde das Streiten, immer lauter der Gesang der Mönche und das Kampfgeschrei der Stedinger. Mander Ritter sinkt zu Boden; auch Graf Heinrich von Oldenburg wird erschlagen. Aber allmählich breiten sich die Schaaren des Kreuzheeres aus, und als Graf Dietrich von Cleve mit frischer Mannschaft ansprangte, erlahmte die Verteidigung der Bauern. An diesem blutigen Tage wurden die Stedinger nach heldenmütigster Gegenwehr, an der auch Frauen teilnahmen, von der Uebermacht vernichtet. Nur wenige retteten sich auf geheimen Wegen in die Sümpfe oder nordwärts über die Hunte. „Aldus namen du stedinge eren ende“, heißt es unter einem alten einfachen Bilde, das den Kampf bei Alteneßch andeutet. Wie sehr man diese Bluttat seitens der Kirche pries, sieht man daraus, daß bis ins 16. Jahrhundert hinein in Bremen zu Ehren der heiligen Jungfrau „eine große Gedächtnisfeier“ an den Sieg über die Stedinger gehalten wurde. Das Land Stedingen verfiel dem Sieger, der es nach Willkür unter seine Getreuen verteilte.

Dies sind die Hauptpunkte, die die Geschichtsforschung von dem heroischen Kampfe zu berichten weiß, der auch von der Sage mannichfach umwoben worden ist. Am bekanntesten ist die Sage vom „Beichtgroßchen“. H. Allmers läßt in seinem Fragment aus einem unvollendeten Epos: „Die Stedinger“, Detmar von Dieke sagen:

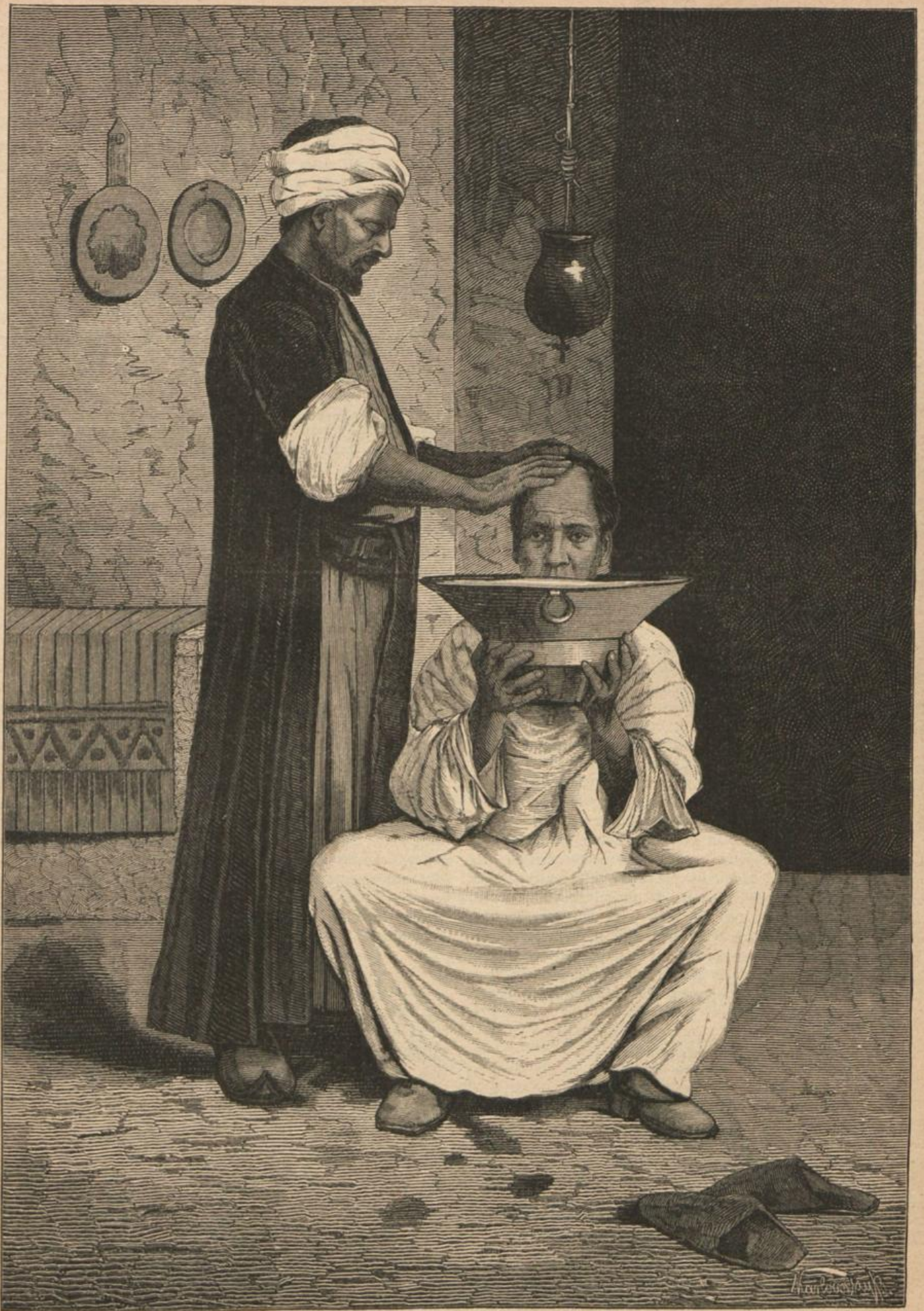
„Hört mi to,  
 Grad ist's twe Jahr nu, als min Fro  
 Dat hill'ge Abendmahl wull nehmen,  
 Un als de bide Pap<sup>1)</sup> ut Bremen,  
 Zi weten et All, de gierige Hund,  
 Ehe das Bichtgeld stel in den Mund,  
 Wat ehm gewij to wenig wer,  
 De Papen de wöllt immer mehr.  
 Dat matebe nu ehr Hart so swar,  
 Se teem to mi un weende gar,  
 Se schmeet sit dal<sup>2)</sup>, se wrung de Hann<sup>3)</sup>,  
 Se reep: O wat'n Schimp un Schann!  
 Aber id seg to min Fro:  
 Sy doch man still un ween nich so!  
 Den Papen schall de Düwel halen,  
 Id will selber hen un ehm betalen.  
 Gesejgt, gedahn. De Pap de seet  
 Grad achtern<sup>4)</sup> vullen Dsch un freet,  
 Id segg nids anners as: du Hund!  
 Een Slag, da seg ho an den Grund;  
 Grad in de Dunnje<sup>5)</sup> har id drapen,  
 Nu kann de Kerl to Middag slapen. —

Als nun der Erzbischof von Bremen die Auslieferung des Priesterjägers verlangte, gab man ihm höhnisch die Antwort, daß jeder von ihnen so wie jener gehandelt hätte. —

Eine andere Sage überliefert, daß ein Verräter während der Schlacht von Alteneßch dem Feinde einen verborgenen Weg durch das Moor gezeigt habe, so daß die Kreuzfahrer den Stedingern in den Rücken kommen konnten.

\*) Die Nachkommen dieses Helden leben heutzutage noch in Stedingen. Auf einer Fuchstour durch das Land lernte ich vor kurzem einen Gymnasiasten kennen, der sein Geschlecht direkt auf Volke von Bardenstot zurückleitet.

1) Pfaffe. 2) Sie warf sich zu Boden. 3) Sie rang die Hände. 4) hinter. 5) Schläfe.



Der Barbier von Kairo. (Seite 537.)

Ergreifend ist die Sage vom „echten Priester“, der am Vorabende der Schlacht zu den Geächteten gekommen sei, um all die kirchlichen Handlungen, die sie so lange entbehrten, noch vorzunehmen und dann mit ihnen zu sterben. In der alten Kirche von Berne habe noch ein letzter Gottesdienst stattgefunden.

In wahrhaft erschütternder Weise zeigt sich auch an der Geschichte der Stedinger die Wahrheit, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, und zwar in dem Sinne, daß die Wahrheit, die Gerechtigkeit doch endlich in hellem, glänzenden Lichte strahlen, wenn sie auch noch so lange, ja Jahrhunderte, verdunkelt worden sind. Die Mittelwelt und noch viele andere Geschlechter zollten Gerhard II., dem Vernichter eines ganzen Volkes, den Tribut falscher Ehren und feierten ihn als den Wiederhersteller des Glaubens. Die späte Nachwelt aber hat seinen Namen vor dem Richterstuhl der Wahrheit und Gerechtigkeit gebrandmarkt und die Ermordeten mit unbergänglichen Lorbeeren geschmückt. 1834, also 600 Jahre nach der Todeschlacht bei Altenesch, errichtete man zum Andenken an jenen blutigen Tag zwischen dem genannten Orte und Dötum ein schlichtes Denkmal, das an der Vorderseite die Inschrift trägt:

„Den im Kampfe für Freiheit und Glauben auf diesem Schlachtfelde gefallenen Stedingern.“

An der rechten Seite steht:

„Am 27. Mai 1234 unterlag den mächtigen Feinden das tapfere Volk.“

Links:

„Volke von Bardenslot, Tammo von Huntorp, Detmar tom Dyl fielen als Führer mit ihren Brüdern.“

Die Rückseite zeigt die Worte:

„Am Jahrestage der Schlacht 1834 geweiht von spätem Nachkommen.“

Alte Chronisten, wie der Abt Emmo von Werum in Friesland, einer der ersten, der die Geschichte der Stedinger behandelt, nennen sie die Ungehorsamen, die Gözendiener, die Kezer, und stellen sie auf eine Stufe mit den Sarazenen. Und wie ist es heute?

Hermann Allmers widmet ihnen in seinem berühmten Marschenbuche ein begeisterndes Kapitel und verfaßte auch das schon oben erwähnte „Fragment aus einem unvollendeten Epos: die Stedinger,“ in denen er zunächst schildert, wie des Kaisers Acht und der Kirche Bann auf dem Stedingerlande lasteten, wie die Mannen desselben in der alten Kirche zu Berne zusammenkamen, um sich zu beraten und zu bereiten für die nahenden schweren Zeiten. Sie erwählen als „vernünftigen Olen“, der Ordnung hält in der Versammlung, den greisen Volke von Bardenslot, der sich sehr leicht mit dem Walther Fürst der Schweizer vergleichen läßt. Ein zweiter, der Stausacher der Stedinger, der Sprecher der Gemeinde, tritt dann auf und erzählt von seinem Priestermorde und fordert seine Landsleute auf, ein Bündnis gegen den Erzbischof zu schließen. Er schließt mit den Worten:

„Int Norden un Süden, all wi Frisen,  
Wi moten nu den Bischof wien,  
Dat wi wistat Mann for Mann,  
Denn dat geist all de Frisen an  
Vinnen im Lande oder buten<sup>1)</sup>,  
Wi moten en grotet Bündnis sluten,  
Wi mögen wohnen an de Weserkant  
Oder of in Wangerland<sup>2)</sup>;  
Rustringer un Brodmer alltomal,  
Würder un Wurster noch so wit hendal<sup>3)</sup>,

<sup>1)</sup> Draußen. <sup>2)</sup> weist hin auf die friesischen Länder und Stämme. <sup>3)</sup> noch so weit hinaus.

Wat wi of hebben mögen for Namen,  
Alle wi moten holen tosammen;  
Wi fund en Volk, wi fund en Mod,  
Unse Freiheit is unse beste Got,  
Un lat wi uns de Freiheit roben,  
Is alles fort; dat is min Glauben.“

Da rief ihm alles jubelnd zu:  
„So mot es syn! ja Recht hast du!  
Wi moten den Bischof lehren un wien,  
Dat wi noch fund de olen Frisen.  
Is unse Freiheit fort, is Alles fort;  
Lever dod as Sklav, dat is unse Wort!“

Hermann Voget, ein bremer Dichter, und Gottfried Kinkel behandelten diesen tragischen Stoff aus der Geschichte der Stedinger dramatisch. Allerdings sind diese Poesien kaum in weitem Kreise bekannt geworden, und der letztere Dichter schien es, wie aus einer Zuschrift aus den letzten Jahren an mich hervorging, gar nicht gern zu sehen, wenn man auf sein nur als Manuskript gedrucktes dramatisches Erstlingswerk zurückkam. Vor zwanzig Jahren sang Arnold Schlönbach ein vaterländisches Epos über den Freiheitskampf der Stedinger, das von der höchsten Begeisterung für des gewaltigen Stoffes „ursprüngliche Elementarkraft“ durchglüht ist und nicht bloß den Kampf in ergreifender Weise verherrlicht, sondern auch in trefflichen Bildern das Leben und Treiben in den schönen Marschen schildert. Der Vorgesang zu dem Epos beweist am besten, wie der Dichter von der Großtat der „königlichen Bauern“ hingerissen ist. Schlönbach schließt seine Gesänge mit dem herrlichen Nachrufe:

Also sankst du, Volk der Bauern,  
Dessen Herz der Freiheit Tempel! —  
Also sankst du, doch als ew'ges  
Und als leuchtendes Exempel!  
Wurdest selbst du auch gemordet —  
Deine Freiheit ward es nicht!  
Und sie stieg von deinem Grabe  
Wie ein Herold auf zum Licht.  
Wie ein Herold neuer Zeiten,  
Ewig heiligen Menschenrechts;  
Zu durchzünden mit Begeisterung  
Jünger kommenden Geschlechts! —

Die neueste Verherrlichung der freiheitsliebenden Bauern gab vor wenigen Jahren der detmolder Dichter Th. Piderit in seinem Trauerspiel: „Die Stedinger“, das seinerzeit auch auf der sogenannten Nobilitätenbühne in Berlin aufgeführt wurde, sich aber keines durchschlagenden Erfolges erfreute, obgleich es reich ist an packenden Szenen und wahren dichterischen Schönheiten, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Es sei hier nur noch der ergreifende Schluß der Tragödie erwähnt, wie der sterbende heldenhafte Bauernanführer, Volke von Bardenslot, nach der Vernichtungsschlacht bei Altenesch von seiner Schwester, die sich dann selbst tötet, scheidet:

„Elle, — wie hat sich meine Seele danach gekehrt,  
Dich noch einmal zu sehn, — ehe ich sterbe! —  
Unser Volk ist vernichtet, — Gott hat es so gewollt!“

Aber wir haben nicht umsonst gekämpft, — denn die blutige Saat der Freiheit wird aufgehen früher oder später! Einst schwindet die finstere Nacht im Morgenrote einer bessern Zeit, und wenn dann die Sonne des Friedens leuchtet über allen deutschen Landen, dann wird man auch der Stedinger Männer gedenken, — der Männer, die lieber sterben wollten, als sich der Knechtschaft beugen! (zurücksinkend:) Der Tod, — der Tod macht uns frei!“ —

Im großen Deutschland ist von dem hochherzigen Untergange der Stedinger verhältnismäßig wenig bekannt. Mächte ihnen einst ein Schiller erstehen, der unserm Volke ihr hohes Lied singt.

## Der Bekämpfer des Autoritätsglaubens.

Von Dr. Richard Ernst.

Baco von Verulam, der englische Philosoph und Staatsmann, ist neuerdings wieder dem literarischen Interesse näher gerückt, indem eine Mrs. Pott die sog. Baco-Hypothese wieder aufgewärmt hat, wonach der Verfasser der Shakspeare'schen Dramen eigentlich Baco gewesen sein und der Schauspieler Shakspeare nur den Namen dazu hergegeben haben soll. Die Belege, worauf Mrs. Pott sich stützt, haben zwar nicht vermocht, uns in dieser Theorie etwas anderes als einen Irrtum sehen zu lassen. Doch ergreifen wir die Sache als einen willkommenen Anlaß, unsere Leser mit dem Manne näher bekannt zu machen, der nicht nur zu den größten Denkern aller Zeiten gehört, sondern als Begründer der induktiven Methode zum Reformator der Wissenschaft geworden ist.

Wenn man das Tempo, welches der Fortschritt der Wissenschaft seit dem 16. Jahrhundert eingeschlagen hat, mit dem früheren vergleicht, so zeigt sich ein Gegensatz wie zwischen Presto und Largo in der Musik, oder zwischen der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzugs und einer Postkutsche krähwinkler Angedenkens. Der Schlüssel dieser rätselhaften Erscheinung ist mit dem einzigen Wort Autorität gegeben. Im Mittelalter lag der Gedanke in den Banden des Autoritätsglaubens, der ihm Hand und Fuß wie mit ehernen Ketten fesselte. Die Lehrsätze und Behauptungen früherer Autoritäten galten als unumstößliche Wahrheiten, an denen nicht gerüttelt werden, keine Kritik geübt werden durfte. Nur innerhalb dieser Grenze konnte der forschende Geist sich bewegen und da unter den Lehren jener Autoritäten Irrtümer genug vorhanden waren, so war es natürlich, daß die Wissenschaft nicht vom Fleck kommen konnte und einer Pflanze gleich, der ein schädliches Insekt die besten Säfte entzieht. Mit dem 16. Jahrhundert wurde das anders. Die Wissenschaft wurde von dem Alp der Autorität, der Jahrhunderte lang auf ihr lastete, befreit, der Autoritätsglaube wurde nicht bloß von einzelnen kühnen Geistern durchbrochen, sondern im Prinzip erschüttert und verneint, der Gedanke konnte frei aufatmen, sich frei bewegen und nun sehen wir ihn erblühen, erstarken, emporwachsen und wie einen Hercules, der seine Bande gesprengt hat, erstaunliche Taten vollbringen.

Zwei Autoritäten waren es vorzugsweise, welche ehemals den Geist lähmten und den Fortschritt der Wissenschaft hemmten: der Kirchenglaube und Aristoteles. Jener nötigte der Wissenschaft eine mytologische Weltanschauung als unantastbares Fundament auf, erklärte die auf Schein und oberflächlichen Betrachtungen beruhenden Irrtümer früherer Kulturepochen als ewige Wahrheiten, ließ die Lustgebilde einer poetischen Phantasie zu Dogmen erstarrten, in Natur und Menschenleben allenthalben magische Kräfte spüren und betrachtete den Zweifel an überlieferten Lehren und Meinungen als Frevel, der mit den schwersten Strafen geahndet wurde. Der Glaube galt der Religion tollerweise als Kardinaltugend; je absurder eine Lehre war, desto verdienstlicher war es, sie zu glauben. *Credo quia absurdum*\*) lautete ihre Devise, im Gegensatz zur Vernunft, welche im unbefangenen, vorurteilslosen Prüfen den richtigen Weg zur Ermittlung der Wahrheit erblickt. Diese blindgläubige Geistesrichtung machte ihren unheilvollen Einfluß auch auf wissenschaftlichem Boden geltend und es war vor allem der Weise von Stagira, Aristoteles, dessen Schriften (soweit sie nicht mit dem Kirchenglauben differirten) als infallibel angesehen wurden.

So fest als das ganze Mittelalter am Rittergeist, am Pabst- und Mönchsgeist und Glauben hing, schreibt Weber, so fest hing es auch am aristotelisch gelehrten Junsdespotismus, der so gut als Kirchen- und Staatsdespotismus die Freiheit und Eigentümlichkeit des Menschen in den Zauberkreis lächerlicher Systeme bannte. Der gesunde Menschenverstand lag in den

Jesseln der (aristotelischen) Logik\*) und diese Logiker oder Scholastiker sahen so hoch herab auf die gesunde Vernunft als die Hochwürdigen von der Höhe ihres Kirchenglaubens auf die Laien von natürlicher Denkkraft oder der Ritter von seiner Burg auf die leibeigene Sklavenheerde.

Aristoteles war der unfehlbare Pabst der Wissenschaft und ihm durfte ebenso wenig widersprochen werden, als der Bibel, ein Zweifel an seinen Lehren war lächerliche Vermessenheit. Ein Genie wie Aristoteles, glaubte man damals, konnte unmöglich irren, und wenn ein noch so kleiner Baustein aus dem Gefüge seiner Lehren genommen würde, müßte der ganze Bau der Wissenschaft in Trümmer gehen. Hierzu gefellte sich noch der Trugschluß, daß Lehren, die viele Jahrhunderte unangefochten blieben, auch unanfechtbar seien, indem die Zeit ihre Echtheit erprobt habe. Auch war damals der Fortschritt, die Entwicklung, ein unbekannter Begriff. Man wußte nicht, daß der Menscheng Geist nur allmählich zur Wahrheit vordringen kann, der Urwald der Erkenntnis von Generation zu Generation mehr und mehr gelichtet wird und daß der Gedanke häufig erst nach mancherlei Abirrungen in vielfach verschlungene Abwege aus dem Dickicht des Irrtums zur Klarheit sich emporringt. Vielmehr übertrug sich die Ueberschätzung des Altertums vom religiösen auch auf das profane Gebiet. Wie auf jenem die vergangenen Zeiten erleuchteter sein sollten, weil sie der Offenbarung näher standen, so glaubte man überhaupt, daß im Altertum die Quellen der Erkenntnis reichlich geflossen seien, während sie später versiegt; daß die Nachwelt verurteilt sei, von den Brotsamen zu leben, die von der reichen Tafel des Altertums abfielen.

Im Reiche der Wissenschaft führte Aristoteles die Diktatur. Seine Lehren wurden wie Dogmen, wie delphische Orakel aufgenommen. Niemand fiel es ein, die kritische Sonde an dieselbe zu legen, oder dessen naturwissenschaftliche Ansichten durch Experimente zu kontrolliren. Das Experimentiren erschien der damaligen Gelehrsamkeit überhaupt als der Wissenschaft unwürdig. Der Geist hatte eine so hohe Meinung von sich, daß er glaubte, die ganze Erscheinungswelt aus sich selbst heraus konstruiren zu können, und wenn zufällig einmal die Erfahrung mit der Gelehrsamkeit kollidirte, so tat man lieber jener Gewalt an, als daß man Vorstellungen, welche den vorgefaßten Ideen der Spekulation entsprangen, corrigirte. Wie sehr diese Richtung noch in späterer Zeit vorherrschte, zeigt folgende verbürgte Anekdote. Ein gelehrter König von Portugal, Alfons, schrieb einen hohen Preis aus auf die Lösung der Frage: „Woher rührt es, daß ein Eimer Wasser, in welchem ein lebendiger Fisch herumschwimmt, nicht mehr wiegt, als ein Eimer Wasser, in dem kein Fisch sich befindet?“ Hunderte von Gelehrten sandeten Erklärungen ein; nicht einem aber fiel es ein, vorher das Experiment zu machen. Wäre dies geschehen, so hätte es sich herausgestellt, daß der eine Eimer ebensoviele mehr wiegt, als das Gewicht des Fisches ausmacht. Die Herren waren auf den Leim gegangen und Alfons lachte.

Galileo Galilei war der erste, der es wagte, an Aristoteles zum Kezer zu werden. Zwei Jahrtausende hatte der von Aristoteles aufgestellte Satz gegolten, daß, wenn zwei Steine von verschiedener Größe gleichzeitig von einer Höhe herabgeworfen werden, der größere eher zur Erde kommt. Das

\*) Mein treuer Freund, ich rat euch drum  
Zuerst Collegium logicum.  
Da wird der Geist euch wohl dresirt,  
In spanische Stiefel eingeschnürt.  
Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,  
Sucht erst den Geist herauszutreiben,  
Dann hat er die Teile in seiner Hand,  
Fehlt eben nur das geistige Band etc.

spottet Goethe im Faust.

\*) Ich glaub's, weil es absurd ist.

wollen wir doch erst einmal untersuchen! rief Galilei, stieg auf den schiefen Turm zu Pisa und warf vor Zeugen Steine von verschiedener Größe herab. Sie kamen immer, ohne Rücksicht auf ihre Größe, gleichzeitig unten an\*). Das Verdienst aber, dem Aristoteles das Szepter entwunden und den Autoritätsglauben in der Wissenschaft prinzipiell erschüttert zu haben, hat Vaco von Verulam.

In Vacos Persönlichkeit müssen wir den moralischen und wissenschaftlichen Charakter scharf auseinander halten. Vaco ist als Denker ebenso bewundernswert wie als moralischer Charakter das Gegenteil, wenn wir auch nicht so streng wie Macaulay urteilen, welcher ihn als eine seltsame Mischung von „schwebendem Engel und kriechender Schlange“ bezeichnet.

Drei Jahre älter als Shakespeare, im Jahre 1560 geboren, zeigte der jüngste Sohn des Lord Siegelbewahrers, Sir Nikolaus Bacon, von früh an die seltensten Geistesgaben. Als Königin Elisabeth den dreijährigen Knaben fragte, wie alt er sei, antwortete er: Zwei Jahre jünger als Ihrer Majestät glorreiche Regierung. Auf der Universität zu Cambridge von seinem dreizehnten Lebensjahr an gründlich gebildet, ging er achtzehnjährig nach Paris als Attaché des dortigen englischen Gesandten; erlernte die neueren Sprachen, besonders die italienische, französische und spanische; kehrte nach seines Vaters Tod nach London zurück, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen und auf die advokatorische Praxis vorzubereiten. Dank seinem Oheim, Lord Burghley, dem einflussreichen Minister, ward Franzis Bacon, kaum vierundzwanzig Jahre alt, in das Parlament gewählt, wo er sich bald durch seine Beredsamkeit und Geschäftskennntnis eine hervorragende Stellung errang. Auch die Königin zeichnete ihn aus und zog ihn mehrfach zu Räte. In der Affaire Essex spielte er eine ziemlich unwürdige Rolle. Unter Jakob I. gelang es ihm, die Leiter der Staatsämter bis auf die obersten Sprossen hinaufzusteigen. Bei der Tronbesteigung zum Ritter geschlagen wurde Vaco 1604 beförderter Rechtsbeistand des Königs, 1607 Generalprokurator, 1612 Generalfiskal, unter Dudinghams Einfluß wurde er 1616 in den Geheimen Rat des Königs aufgenommen, ein Jahr darauf Großsiegelbewahrer und 1620 nannte er sich Kanzler. Zu London lebte er glänzend in Yorkhouse. Seine Ferien widmete er einer tuskulanischen Muße zu Gorchambury, wo er sich mit literarischen Arbeiten und Gartenbau beschäftigte. Hier lebte er in wissenschaftlichem Verkehr mit James Hobbes, der berufen war, die Baconische Philosophie fortzubilden und den Macaulay „den schärfsten und kraftvollsten der menschlichsten Geister“ nennt. Auf dem Gipfel seiner politischen Laufbahn empfing Vaco die Standeserhöhungen zum Baron von Verulam und zum Vizegraf von St. Albans. Er war der erste Staatsmann Englands und zugleich der erste philosophische Schriftsteller Europas, nachdem im Jahre 1620 sein Hauptwerk, das „Neue Organon“ (so betitelt mit Bezug auf das „Organon“ des Aristoteles, welches die Schriften über Logik oder über die Lehre von den Gesetzen des Denkens umfaßt. Diese Wissenschaft hat der Stifter der peripatetischen Schule zu hoher Vollendung gebracht, wie denn überhaupt Aristoteles zu den stärksten Säulen der Wissenschaft zählt. Nur das kritiklose jurare in verba magistri — Schwören auf des Meisters Worte — der scholastische Aristotelizismus, hat unheilvoll gewirkt) erschienen war. Das war der Augenblick, wo Vaco auf dem Höhepunkte seiner Macht und seines Glückes stand, mit Recht angesehen und bewundert von der Welt. — Ein neues Parlament trat zusammen, drei Tage nachdem Vaco in feierlichster Weise zum Vizegraf von St. Albans ernannt worden war. Die öffentlichen Beschwerden kamen zur Sprache,

die eigennützigen, gemeinschädlichen Monopole und Patentverleihungen, vor allem die Mißbräuche in den Gerichtshöfen. Das Haus der Gemeinen wählte einen Ausschuß, jene Mißbräuche zu untersuchen. Am 15. März 1621 berichtete der Vorsitzende dieses Ausschusses, daß die Person, gegen welche die Beschwerden vorgebracht werden, keine geringere sei — der Lordkanzler selbst. Er setzte hinzu: „ein Mann, den Natur und Bildung so verschwenderisch ausgestattet, daß ich nichts weiter über ihn sagen will, denn ich bin nicht imstande, genug zu sagen.“ Die Anklage wurde verfolgt; die Bestechungsfälle häuften sich, die Akte zählte deren dreißig. Die Abschrift derselben wurde Vaco zugestellt, damit er sich verteidige. Er antwortete zuletzt schriftlich, da jede Ausweitung unmöglich war: „Nachdem ich die Klagepunkte bedachtsam erwogen, bekenne ich klar und aufrichtig, daß ich der Bestechlichkeit schuldig bin und verzichte auf alle Verteidigung.“ Ueberwältigt und krank vor Scham verschloß sich der Unglückliche in sein Zimmer. Als er hier einer Deputation der Lords gegenüberstand, nannte er sich selbst „ein gebrochenes Rohr“, mit dem man Barmherzigkeit haben möge. Sein Schuldbekenntnis, sagt Runo Fischer, war nicht sowohl von dem Drange eines zerknirschten Gewissens als von der Klugheit geboten; der König selbst, der ihn nicht retten konnte, hatte ihm den Rat zukommen lassen, sich schuldig zu erklären. Er wurde verurteilt zum Gefängnis, so lange es dem Könige beliebe, zu einer Geldbuße von 40 000 Pfd. Str. und zum bürgerlichen Tode. Die Strafe war strenger als seine Richter, die für den Verurteilten soviel Bewunderung als Mitleid fühlten. Auch wurde sie kaum oder nur um der Form willen vollzogen. Schon nach zwei Tagen ließ der König den Gefangenen befreien, dann wurden ihm auch die übrigen Teile der Strafe erlassen, sogar den Sitz im Hause der Lords sollte Vaco schon im nächsten Parlament wieder einnehmen. Allein er erschien nicht mehr und lebte den Rest seiner Jahre einsam und der Wissenschaft ergeben in den Wäldern von Gorchambury. Er starb 1627, zehn Jahre nach Shakespeare.

Die dunklen Schatten, die auf Vacos Charakter fallen, können indes größtenteils auf Rechnung seines rohen, vielbewegten Zeitalters gesetzt werden und sie werden überstrahlt von dem hellen Geisteslicht, das sein Genius nicht bloß seiner Nation, sondern der Menschheit angezündet hat. Dieser in allen Fächern der Wissenschaft heimische, schöpferische Geist hat sich nie in die Pedanterie der Stubengelehrsamkeit, noch in die Subtilitäten der Rabulistik verirrt. Nicht in der engen Zelle des menschlichen Geistes suchte sein auf das Reale und Praktische gerichtete Forscherblick die Wissenschaft, sondern in dem weiten Kreis der Welt.

Vacos\*) Philosophie hat eine durchaus praktische Richtung. Die Wissenschaft gilt ihm nicht als alleiniger Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck. Der alleinige und höchste Zweck der Wissenschaft ist die Herrschaft des Menschen über die Natur. Die Wissenschaft soll dem Menschen dienen, ihn mächtig machen; nur sie vermag es, denn unsere Macht über die Dinge gründet sich allein auf unsere Einsicht in deren Natur. Die Macht besteht im Können, alles Können aber setzt ein Wissen voraus. Das menschliche Vermögen reicht nur so weit als sein Wissen, oder wie sich Vaco ausdrückt: „Die menschliche Wissenschaft und Macht fallen in einen Punkt zusammen.“ — Alle Wissenschaft, die nichts nützt, ist in Vacos Augen nichts wert; es gibt für diesen praktischen Geist keine selbstgenügsame, dem Leben entfremdete Theorie, aber andererseits gibt es im menschlichen Leben nichts, das der Erforschung unwert, oder dem Geist gegenüber verächtlich wäre. „Was die geringfügigen und häßlichen Dinge betrifft, von denen man, wie Plinius sagt, nicht reden darf, ohne um Erlaubnis zu bitten, so müssen sie ebensogut als die herrlichsten und kostbarsten in die Wissenschaft der Natur aufgenommen werden. Die Wissenschaft kann nicht besleckt werden. Auch die Sonne beleuchtet auf gleiche Weise Paläste und Kloaken.

\*) Wenn ein Stückchen Papier nicht eben so rasch zur Erde fällt, als ein Goldstück, so darf man daraus nicht schließen, daß ein leichter Gegenstand langsamer zur Erde fällt, als ein schwerer; es rührt das bloß vom Widerstande der Luft her. Im luftleeren Raum fällt eine Flaumfeder eben so schnell zur Erde wie eine Bleikugel. Man kann sich hiervon durch folgenden Versuch überzeugen. Man nehme ein Dreimarkstück, lege ein kleines Stückchen Papier darauf und lasse beides fallen. Man wird sehen, daß Papier und Geldstück gleichzeitig unten ankommen, weil das Geldstück die Luft verdrängt hat.

\*) Wir bedienen uns im Nachstehenden vielfach der Darstellung R. Fischers in seinem Werke über Bacon.





Junge Brut. Gemälde von Antonio Rotto. (Seite 587.)

Anton Rotto

Was wert ist, zu sein, das ist auch wert, gewußt zu werden, denn die Wissenschaft ist das Abbild des Daseins."

Bacos Zeitalter war im Innersten bewegt von jenen reformatorischen Kräften, welche in den letzten Jahrhunderten erweckt worden waren. Es war ein Umschwung der Welt eingetreten, der eine gewaltige Kulturkrise herbeigeführt hatte. Baco begriff mit durchblickendem Verstand diese veränderte Physiognomie seines Zeitalters. Er suchte nach den letzten Motiven dieser Umwandlung und fand sie vorzugsweise in den drei großen Erfindungen: des Pulvers, welche das Kriegswesen reformirte, des Buchdrucks, welche das Wissen popularisirte, und des Kompasses, mit Hilfe deren die neue Welt entdeckt wurde. Diese drei Erfindungen haben nach Baco das Mittelalter aus den Fugen gehoben und den Zustand der Welt umgestaltet, in der Wissenschaft, im Kriegswesen, in der Schifffahrt, und zahllose Reformen sind ihnen gefolgt.

Wie kommt es nun, fragte sich Baco, daß die Wissenschaft bisher so unfruchtbar war? In leere und unfruchtbare Wortstreitigkeiten verloren, hat die Philosophie während so vieler Jahrhunderte kein einziges Werk oder Experiment hervorgebracht, das dem menschlichen Leben wirklichen Nutzen gebracht hätte. Die bisherige scholastisch-aristotelische Logik hat mehr zur Befestigung des Irrtums als zur Erforschung der Wahrheit gedient. Woher dies? Woher kommt das bisherige Elend der Wissenschaft? Weshalb war sie wie ein Kind, fertig zum Schwitzen, unkräftig und unreif zum Zeugen? — Zunächst deswegen, weil in dem kleinen Zeitraum, welcher in der Geschichte der Menschheit der Wissenschaft gehörte, nur der geringste Teil der wissenschaftlichen Arbeit der Naturwissenschaft zufiel. Die Naturwissenschaft aber ist die Mutter aller Künste und Wissenschaften, und so bald sie von dieser Wurzel losgerissen werden, können sie sich wohl noch formell ausbilden, aber nicht weiter entwickeln. Von den dritthalb Jahrtausenden der Geschichte gehörten kaum sechs Jahrhunderte den Wissenschaften, sagt Baco. Sämtliche drei wissenschaftliche Perioden aber, die griechische, die römische und die neueropäische, waren der Naturwissenschaft ungünstig. Nachdem sich der christliche Glaube über die Welt verbreitet hatte, wurden die besten wissenschaftlichen Kräfte von der Theologie absorbiert. Während des zweiten Zeitalters der Wissenschaft beschäftigten sich die ersten Geister hauptsächlich mit der Politik und Moral, welche bei den Heiden die Stelle der Theologie vertrat. Bei den Griechen endlich war die Zeit der Naturphilosophie von sehr geringer Dauer, und von Sokrates an erstarrte die Moralphilosophie und entfremdete der Naturwissenschaft die Gemüter. — Hierzu kommt eine andere Ursache. Die Naturwissenschaft konnte nicht prosperiren, so lange das alte eingewurzelte Vorurteil herrschte, daß der menschliche Geist sich von seiner Würde etwas vergäbe, wenn er sich mit Experimenten, mit materiellen Dingen viel und anhaltend beschäftige. Man kann die Dinge nicht beherrschen, ohne sie zu kennen, und diese Kenntnis, welche uns die Objekte durchsichtig und darum untertan macht, kann nur erreicht werden durch einen intimen Umgang mit denselben. Die Natur will interpretirt sein wie ein Buch. Die beste Interpretation ist diejenige, welche den Autor aus sich selbst erklärt und ihm keinen anderen Sinn unterschiebt, als er sagt. Der Leser darf nicht seinen Sinn in den Schriftsteller hineinlegen, sonst bringt er sich um das richtige Verständnis und kommt zu einem eingebildeten. Insbesondere muß bei der Naturbetrachtung der Zweckbegriff ausgeschlossen werden. Die Wissenschaft hatte früher der Natur bestimmte Zwecke angedichtet und sie unter diesem imaginären Gesichtspunkt erklärt, was ein wahres Verständnis der Natur unmöglich machte. Darum stellt Baco die Forderung: Suche die Natur durch Erfahrung kennen zu lernen. Stütze deine Wahrnehmung auf Experimente und schließe von deiner Naturerklärung von vornherein die Zwecke aus, suche überall nichts als die wirkenden Ursachen der Naturerscheinungen. — Ganz besonders aber war es der Autoritätsglaube, die übertriebene Verehrung des Altertums, was die Wissenschaft auf keinen grünen Zweig kommen ließ. Unter der Autorität werden

die Dinge betrachtet, nicht wie sie uns, sondern wie sie andern erscheinen, die sich mit dem Ansehen einer überlieferten Religion oder Philosophie bekleidet haben. So werden sie betrachtet ohne eigenes Urtheil, ohne eigene, selbstgemachte Erfahrung. Dagegen unabhängig von der Autorität verwandelt sich unsere Bestrebung in Autopsie, in selbsteigene Anschauung, die nicht, was andere sagen oder für wahr halten, gläubig annimmt und wiederholt, sondern nur, was sie erfahren und wahrgenommen hat, aus Ueberzeugung festhält. So war z. B. für die Astronomie die Bibel und das ptolemäische System die Autorität, das die Wissenschaft in Kopernikus ernstlich und für immer aufgab. Sie hat hier zum erstenmal und aus eigenen Kräften die vollkommen selbstständige Betrachtung angestellt und hat das Gegenteil von dem gefunden, was die Autorität behauptete. Auf Aristoteles besonders ist Baco schlecht zu sprechen, weil er die meiste Autorität auf die Geister übt. Der Name des Aristoteles bildet gleichsam die hervorragende Spitze, die alle Blitze ableiten muß, welche Baco gegen die frühere Philosophie schleudert. Er machte sich zum leibhaftigen Anti-Aristoteles. Wir müssen indes diesen Namen im Munde Bacos mehr als ein nomen appellativum (Gattungsname), denn als ein nomen proprium (Eigennamen) nehmen, damit Baco gegen den wirklichen Aristoteles nicht zu ungerecht erscheine.

Es handelt sich also um eine völlige Erneuerung, Wiedergeburt und Reformation der Wissenschaft von ihren untersten Grundlagen an, es gilt, eine neue Basis des Wissens, neue Prinzipien der Wissenschaft zu finden. Diese Reformation und Radikalkur der Wissenschaft hängt von zwei Bedingungen ab: Die objektive Bedingung derselben ist die Zurückführung der Wissenschaft auf die Naturerkenntnis und auf die Erfahrung; die subjektive Bedingung ist die Reinigung des Geistes von allen abstrakten Theorien und überlieferten Vorurteilen. Beide Bedingungen zusammen ergeben die richtige Methode der Induktion. Von der wahren Induktion hängt alles Heil der Wissenschaft ab.

Der Gegensatz zur Baconischen Induktion ist der (aristotelische) Syllogismus. Zwei Wege, sagt Baco, kann die Forschung einschlagen. Der eine fliegt von den sinnlichen Wahrnehmungen sofort aufwärts zu allgemeinen Gesetzen (Axiomen) und sucht von hier aus die mittleren Gesetze. Dieser Weg ist der übliche. Der andere führt auch von den sinnlichen Wahrnehmungen zu den allgemeinen Gesetzen, aber nicht sofort, sondern indem er kontinuierlich und stufenweise emporsteigt und erst zuletzt bei den allgemeinsten Axiomen ankommt. Dieser Weg ist der wahre, aber noch nicht versuchte. Der wahre Weg von den Erscheinungen zu den höchsten Naturgesetzen führt durch eine Stufenreihe von Axiomen. „Der menschliche Verstand darf von den Partikularien zu den entferntesten und allgemeinsten Axiomen nicht springen oder fliegen und dann mit der so gefundenen Wahrheit die mittleren Axiome aussuchen. So hat man es jetzt gemacht. Der Verstand hat dem ungestümen, nach vorwärts drängenden Triebe die Zügel schießen zu lassen. Aber die Wissenschaft kann erst dann gedeihen, wenn auf einer wirklichen Leiter, von Stufe zu Stufe, in geschlossener Reihe, worin kein Glied fehlt, keine Kluft Raum findet, emporgestiegen wird von den einzelnen Dingen zu den untersten Gesetzen, von da zu den mittleren, so daß jedes Gesetz immer mehr und mehr umfaßt, als das nächst vorhergehende, und erst zuletzt zu den allgemeinsten. Wir müssen dem menschlichen Geiste nicht Fittige, sondern Blei und Gewichtanlagen, um seinen Flug zu zähmen, anhängen."

Bei dieser Methode der Induktion vermeidet die Wissenschaft die Irrwege, welche die „negativen Instanzen" unbeachtet lassen. Woher, fragt Baco, kommt die Leichtgläubigkeit und der Aberglaube? Daher, daß man ein paar positive Fälle ins Auge faßt, auf diese seine Meinung gründet, die negativen Fälle aber ignoriert. Da erzählt man z. B. von Somnambulen, welche die Zukunft weissagen. Der leichtgläubige Verstand begnügt sich mit dem einen vielleicht noch zweifelhaften Fall, erzählt die Sache weiter, wird abergläubisch und macht Abergläubische.

Der kritische Verstand fragt: Wo sind die Sonnambulen, deren Weissagungen nicht eintreffen? Ohne Zweifel würde man sie finden, wenn man sie suchte. Und eine einzige solche negative Instanz würde hinreichen, aller Welt den Glauben an die Unfehlbarkeit solcher Weissagungen zu nehmen, alle Welt zu überzeugen, daß hier andere Kräfte im Spiele sind als dämonische oder gar göttliche. Als man jemand in einem Tempel die Totivtafeln der Geretteten zeigte und ihn dann fragte, ob er jetzt die gnädige Gottheit anerkenne, antwortete er sehr richtig: Aber wo stehen die bezeichnet, die trotz ihrer Gelübde im Schiffbruch umgekommen sind? Und diese Bewandnis hat es mit jeglichem Aberglauben, mit Träumen, Wahrzeichen u. s. f. Die Menschen, die sich an solchen leeren Dingen ergötzen, bemerken immer nur die Fälle, wo die Sache zufällig eintritt, die erfolglosen da-

gegen, obwohl sie bei weitem die Mehrzahl bilden, lassen sie außer Acht. Und auch in der bisherigen Wissenschaft hat sich, wie Baco sagt, der Verstand mehr durch positive Instanzen als durch negative bestimmen lassen, während er sich doch beiden mit gleicher Unparteilichkeit hingeben soll.

Mit der von ihm begründeten Methode der Induktion hat Baco dem Geist der Forschung gleichsam ein neues Instrument geschaffen, dessen Anwendung die neuere Naturwissenschaft ihre großartigen Fortschritte, die Mehrzahl ihrer Entdeckungen und Erfindungen verdankt. Wie Luther der Reformator der Religion, so wurde Baco von Bernham als Bekämpfer des wissenschaftlichen Autoritätsglaubens und Begründer der induktiven Methode der Reformator der Wissenschaft.

## Rußlands Zarenpalast.

Gerade im Zentrum des europäischen Rußland, an der Moskwa, erhebt sich das alte „heilige“ Moskau, jene merkwürdige Stadt, wo das Leben des Occidents und des Orients ineinander übergreifen. Im Gegensatz zu dem modern angelegten und eingerichteten Petersburg hat das Leben in Moskau mehr von den national-russischen Formen behalten. Schon das Äußere der Stadt deutet darauf hin. Dieses Häusermeer mit seinen mehr als 1500 Türmen und zahlreichen Kuppeln, von denen ein Teil vergoldet, ein anderer mit den buntesten Farben geschmückt ist, übt auf den fremden Beschauer einen geradezu magischen Eindruck aus; man glaubt an der Schwelle der erschlossenen Märchenwelt des Orients sich zu befinden. Dieser Eindruck wird allerdings bedeutend abgeschwächt, wenn man die Straßen der Stadt betritt, bei denen man vielfach die Regelmäßigkeit vermißt.

Den Mittelpunkt, um den sich diese berühmte und so oft in Asche gesunkene Stadt gruppirt, bildet der alte Zarenpalast, der Kreml, der für sich einen ganzen Stadtteil ausmacht. Dieser Komplex von alten und großartigen Gebäuden, in dem jüngst die Krönung Alexanders III. vor sich ging, liegt auf einer Insel und ist von einer mit Zinnen versehenen Mauer umgeben, in welche achtzehn Türme eingesügt sind. Fünf Tore bilden die Zugänge, und unter diesen ist das berühmteste die heilige Pforte mit dem Erlöserbilde, vor dem die Vorübergehenden heute noch das Haupt entblößen müssen, laut eines Ukas von 1660. Es sind zweiunddreißig Kirchen und eine Anzahl von Palästen und andern Gebäuden, die den Kreml bilden. Hier sehen wir alles überladen mit jener maßlosen orientalischen Pracht, die im einzelnen uns oft abstoßend und plump erscheint, die aber im ganzen durch ihre Massenhaftigkeit wie berauschend auf den Sinn wirkt. Hier ist ein großer Teil der Schätze der Zaren aufgespeichert und eine Masse kriegerischer Trophäen ist aufgestellt, unter andern die 1812 erbeuteten französischen Kanonen.

Die Kirchen sind größtenteils mit vergoldeten Kreuzen geschmückt, darunter jenes riesenhohle Kreuz der Zwankirche, das Napoleon 1812 abnehmen ließ und nach Paris schaffen lassen wollte, das aber auf dem Rückzuge im Stich gelassen wurde und den Russen wieder in die Hände fiel. Hier befindet sich auch die größte Glocke der Welt (Zarokolokol), die gesprungen ist, wie denn Moskau im ganzen über 2000 Glocken zählt. Der Kreml enthält eine Menge von Grabmälern von Zaren und von allen möglichen Großen des russischen Reichs.

Alles strotzt hier von Gold und Edelsteinen; hier befindet sich unter andern auch das sogenannte Palladium des russischen Reichs, ein Bild der Maria, das der Evangelist Lukas (?) gemalt haben soll und das von Edelsteinen im Werte von 200000 Rubeln eingefast ist. Diesem Bilde und seiner Wunderkraft schreibt man im abergläubischen Rußland heute noch den Sieg über die Tartaren im Jahr 1395 zu.

Die kostbarsten Skulpturen bedecken alle Wände, und dabei sind die Säle, in denen bisher immer die Krönungsfeierlichkeiten

vor sich gegangen sind, groß genug, um 20000 Menschen zu fassen. Man nennt diese Säle die Ordenssäle; die eigentliche Krönung ist bekanntlich in der Katedrale vor sich gegangen, der Kirche, die auf dem höchsten Teile des Kreml sich erhebt und neun Türme hat. Unter den Palästen ist der achttöckige Kaiserpalast natürlich der großartigste.

Der Kreml, in dem sich so die Schätze des „heiligen“ Rußland aufgehäuft finden, war über vier Jahrhunderte der unbestrittene Sitz des russischen Zarentums, der feste Punkt, von dem aus es seine Eroberungszüge unternahm und wo es seine Macht, seine Schätze und seinen Luxus konzentrierte. Die Geschichte, die sich an diese alten Mauern knüpft, ist düster, dunkel und grausenhaft, unheimlich, wie das ganze alte Gebäude selber, ungeheuerlich, wie die Formen dieser Riesenpaläste, und öde wie ihre unermeßlichen Säle. Welche Kämpfe, welches Blutvergießen, welche Schreckensszenen, unter denen sich diese Schätze anhäuferten! Es gehört eben russischer Geschmack dazu, die an dem Kreml haftenden Erinnerungen andächtig zu verehren und damit das Gebäude selbst zu einer Art Nationalheiligtum zu machen.

Die russische Geschichte von der Eroberung des Landes durch die Waräger und der Herrschaft Ruriks bis auf die neuere Zeit bildet einen wüsten Anäuel von Schlachten und Länderverheerungen, von Brand und Blut, von Mord und Plünderung. Und nicht allein im Innern tobten diese grauenvollen Kämpfe; es kamen dazu noch die Kriege mit den Mongolen, die Rußland so lange Zeit tributpflichtig erhielten, die Einfälle der Lithauer und der deutschen Ordensritter, die Kämpfe mit den Magyaren, Polen u. s. w. Bei all diesen wechselvollen Kämpfen sah Moskau verschiedene male den siegreichen Feind in seinen Mauern und ging etwa sechs mal teils ganz, teils in einzelnen Stadtteilen in Flammen auf. Grauenvolle Schlächtereien, Aufstände, Hinrichtungen in Masse hat diese Stadt gesehen und zuletzt noch, 1812, sank sie in Asche, von russischer Hand in Flammen gesteckt, um Napoleon hinauszutreiben, ein Fanatismus, der nur bei einem Nationalrussen möglich ist.

Aber die unheilvolle Rolle, die der Kreml in der russischen Geschichte spielt, ist noch eine andere. Hier befestigte sich jener furchtbare Despotismus, der seit so langer Zeit Rußland wie mit eisernen Klammern umspannt hält und der sich mit all seiner Macht der modernen Entwicklung entgegenstemmt, derselbe Despotismus, der dem europäischen Rußland eine Verfassung nach europäischem Muster vorenthält und so die Schuld daran trägt, daß das Land heute in zwei sich mit so furchtbarem Haß bekämpfende feindliche Lager gespalten ist. Es gab eine Zeit, da in Rußland mehr Freiheiten bestanden, wie heute. Es gab früher einen Reichstag, der allerdings fast nur aus den Würdenträgern des Reichs bestand, allein derselbe war doch eine Schranke für den Despotismus im Kreml. Vom ersten russischen Reichstage von 1097 vernehmen wir allerdings, daß auf demselben Vertreter des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes erschienen sind, und noch im Jahre 1566 hielt der Zar



Das Zarenshloß



Iwan der Schreckliche, dessen Beinamen alles besagt, es für gut, von seinen Ständen die Erlaubnis zur Fortsetzung seines Kriegs mit Polen und Lithauen zu verlangen.

Der eigentliche Bau des Kreml wurde im Jahre 1300 begonnen. Zunächst wurde der Kreml das Zentrum des Widerstandes gegen die Mongolen, deren Herrschaft etwa siebenzig Jahre dauerte und denen Rußland einen Zins zahlen mußte. Sodann aber wurde der Kreml der Hort aller Bestrebungen, die auf die Beseitigung aller Freiheit und Selbständigkeit im Innern hinausliefen. 1367 wurde der Kreml mit steinernen Mauern versehen. Schon seit 1328 war Moskau der Sitz des Großfürstentums von Rußland. Dieses Großfürstentum konnte aber nicht zur Entfaltung gelangen durch die vielen innern Kämpfe, welche Rußland verwüsteten, und durch die Sonderbestrebungen der einzelnen mächtigen und einflußreichen Geschlechter. Diese stritten sich um die Herrschaft und es kamen jene Katastrophen, die sich an das Aufstreben der einzelnen Herrscherfamilien knüpften, das Auftreten der vier falschen Demetrius, der Einfall der Polen u. s. w. Die Polen hatten zwei Jahre den Kreml besetzt gehalten; 1611 mußten sie ihn verlassen.

Bei diesen Kämpfen waren von Bedeutung einzelne unabhängige Städte, die sich auf alte Privilegien stützten, vor allem die Handels- und Kaufmannsrepublik Nischni-Nowgorod, die in ihrer Freiheit zu hoher Blüte gelangt war. Diese Stadt war ähnlich angelegt wie unsere berühmten Hansestädte; sie stand in der Tat mit der Hanse in Verbindung und ihre Mauern schlossen ein reiches, freiheitsstolzes und trotziges Bürgertum ein, das sich unter die Macht der Großfürsten nicht beugen wollte. Daher die langwierigen Kämpfe zwischen der Macht des Kreml und der Republik Nowgorod, die bis ins 16. Jahrhundert dauerten. So lange die Republik Nowgorod in Blüte war, konnte das absolute Herrschertum im Kreml nicht zur Blüte gelangen. Endlich gelang es Iwan dem Schrecklichen, den selbst die gemäßigtesten Geschichtsschreiber als ein Scheusal bezeichnen, Nowgorod zu vernichten; er überfiel die Stadt 1570 und ließ 60000 Einwohner morden. Die Republik war zerstört, allein Rußland war so entkräftet, daß die Tartaren schon ein Jahr nachher bis Moskau vordrangen und die Stadt bis auf den Kreml eroberten.

Erst nach der Zerstörung Nowgorods begann sich das Zarentum im Kreml zu der Machtfülle zu erheben, mit der es Rußland beherrschen sollte. Der Mannstamm Ruriks starb aus; es folgten Jahre blutiger Kämpfe, bis 1612 die Romanows zum Thron gelangten, den sie bis heute behalten haben, obschon der Mannstamm der Romanows auch schon 1730 erloschen ist.

Mit Peter I. begann in Rußland eine neue Epoche; es wurde dem russischen Barbarentum jener europäische Firnis übergestrichen, der heute noch das Wesen aller von oben in Rußland eingeführten modernen „Civilisation“ ist. Unter Peter I. feierte der Despotismus im Kreml noch einmal alle Degen, die sonst nur von einer wüsten Phantasie erdacht werden können, und man sah den Zaren bei dem großen Aufstand der

Strelizen von 1698 selbst und eigenhändig dem Amt eines Scharfrichters obliegen.

1714 wurde die Residenz nach dem neuerbauten Petersburg verlegt. Aber der Nationalruß betrachtet Moskau noch immer als die eigentliche Hauptstadt und der Kreml gilt immer noch als das Zentrum des russischen Reichs und als der Stützpunkt der Zarenmacht.

Nach Peter I. kam jene Periode der „Revolutionen von Oben“, die mit der Ermordung Pauls I. abgeschlossen wurde, eine traurige Periode, denn auch die Regierung der geistreichen und ausschweifenden Katharina II. war für Rußland ein nur nach Außen glänzendes Glend. Aber es begann der große Kampf mit dem Westen. Rußland kämpfte mit Preußen, mit Polen und zog gegen die französische Revolution zu Felde. Es kamen dann die späteren Verwicklungen, die zur Folge hatten, daß Napoleon I. sich von seinem Ehrgeiz verleiten ließ, mit einer halben million Soldaten in Rußland einzufallen. Am 14. September 1812 zog er in Moskau ein und nahm seine Wohnung in dem alten Kreml. Allein schon am folgenden Tage brach jene große Feuersbrunst aus, die offenbar von dem russischen Gouverneur Kostoptschin in Szene gesetzt worden war und bei der von über 9000 Häusern nur etwa 2500 übrig blieben; auch der Kreml brannte zum Teil ab und Napoleon mußte aus demselben flüchten. Da sich im Kreml ein Pulvermagazin befand, hätte leicht eine noch größere Katastrophe eintreten können, allein man entging dieser Gefahr. Ende Oktober verließ Napoleon das verheerte und verlassene Moskau, um jenen Rückzug anzutreten, der sein Heer vernichtete und seinen Sturz herbeiführen sollte. Moskau hatte vor dieser furchtbaren Katastrophe über 250000 Einwohner; 1816 waren es erst wieder 166000.

In diesem Kreml, der der Mittelpunkt so vieler düsteren und schrecklichen Ereignisse gewesen, hat auch die Krönung des Zaren Alexander III. stattgefunden, die wegen der inneren Zustände Rußlands so lange hinausgeschoben worden war. Man kennt aus den Schilderungen der Presse den orientalischen Luxus, der bei diesem Feste entfaltet wurde, ein Luxus, der keineswegs geeignet ist, dem ganzen Rußland ein glanzvolles Aeußere zu verleihen, sondern bei dessen Anblick sich jeder, der nur etwas denkfähig ist, fragen mußte: Was soll dieser Glanz in einem Lande, dessen Körper aus tausend Wunden blutet und von tausend Schmerzen durchwühlt ist.

Man hatte die Verkündigung einer Konstitution erwartet; sie ist nicht erfolgt; Rußland wird auf den bisherigen Grundlagen, die zu so unheilvollen Zuständen geführt haben, weiter regiert werden.

Nun, es scheint die historische Bestimmung des Kreml zu sein, das Zentrum des russischen Absolutismus zu bilden. Der Absolutismus gedeiht in diesen düstern Mauern, und wer wollte erwarten, daß licht und glänzend ein Freiheitsstrahl aus demselben hervorbrechen sollte! Hier blüht die Freiheit nicht und diese Mauern werden finstere und drohende Zeugen von der Knechtschaft Rußlands sein, so lange sie stehen. W. Bl.

## Ich bleibe ledig.

Novellette von Enrico Castelnovo. Deutsch von Konrad Selmann.

(Schluß)

Ich erspare Dir die Beschreibung der drei Tage voller Qual, die der Abreise des Doktors folgten. Ich wollte mich nicht in irgendwelche Hoffnungen einwiegen, ich wollte alles als beendet ansehen und doch gaukelte mir wieder meinen Willen der Gedanke an einen Schicksalswechsel vor dem Geiste. Wenn der Doktor recht hätte! Wenn die Ursache für Umberto's Kälte eine nur vorübergehende war, wenn es sich nur um eine Geldverlegenheit handelte, wenn es sich um einen Irrtum handelte, den er nur verbergen wollte! Wenn ich meinem Bräutigam gegenüber die Tugend des Verzeihens üben und ihn mir durch Barmherzigkeit, durch Nachsicht wieder nahebringen konnte! Wenn er vor mir erschiene, zusammen mit dem guten, dem trefflichen

Asolani, und zu mir spräche: „Emilia, vergiß den häßlichen Traum, den ich dich habe träumen lassen, ich bin für immer dein, bin dein, wie damals, als du mich unter so vielen wähltest, die dich gern mit dem Namen ‚Braut‘ hätten begrüßen mögen!“ ... Oh! Wie glücklich würde ich gewesen sein! ...

Zu Hause wehte eine Luft allgemeiner Verstimmung. Der Papa wanderte auf und nieder, von seinem Zimmer bis in den Salon, streichelte mich von Zeit zu Zeit und brummte dabei: „Ich sehe nicht klar hierbei.“ Mein Bruder murmelte zwischen den Zähnen: „Wenn ich nach Mailand gegangen wäre, hätte ich ihm zuerst aus Rücksicht auf meine Schwester ein Paar Ohrfeigen gegeben, aber dann hätte ich mich bei ihm für die

Gunst bedankt, die er mir dadurch erweist, daß er nun doch nicht mein Schwager wird. ... Ein hübscher Gesichtsmaß, eine solche Puppe zu heiraten!"

Auch die Kinder waren aus ihrem Geleise gebracht. Bei der Gewohnheit, die sie hatten, mir allezeit an der Schürze zu hängen, sich von mir bei ihren Arbeiten helfen zu lassen wie bei ihren Spielen, mich als Schiedsrichterin bei ihren Streitigkeiten auszuwählen, waren sie unfähig, zu begreifen, daß ich von andern Dingen beschäftigt sei, als von ihnen. Hugo verbarg seinen Mißmut unter einer lärmenden und zügellosen Munterkeit, besuchte mich oft in der Küche, zog die Kaze am Schwanz und steckte seine Nase in alle Kasserole; Giulio wimmerte, weil ich ihm keine Gänse aus Papier ausschneide oder ihm nicht half, seine Glasperlen aufzuziehen; Lisetta, obgleich sonst die vernünftigste und zärtlichste zu mir, hatte heute gleichfalls ihre trüben Momente. Es gab keinen Zweifel daran, wenn meine Heirat überhaupt noch jemals zustande kam, war's unvermeidlich, daß mein Bruder sich entschloß, eine Gouvernante zu nehmen.

Meine Heirat! Wer dachte denn überhaupt noch daran?

Die Unterredung des Doktors mit Umberto sollte am Montag stattfinden. An jenem Abend fuhr ich jedesmal, wenn die Haustüre sich öffnete, wie elektrisiert in die Höhe. Ich hatte mir fest in den Kopf gesetzt, daß eine Depesche an mich anlangen müsse. Und, wenn der Doktor nur eine gute Nachricht mir mitzuteilen gehabt hätte, würde er mir sicherlich telegraphirt haben. Sein Schweigen war von übler Vorbedeutung.

Ich bin eine Närrin, sagte ich mir, als ich zu Bette ging, ich hätte zu der Reise des Doktors nach Mailand meine Zustimmung nicht geben sollen, ich hätte fest auf meinem Vorhabe beharren sollen. ... Umberto ist für mich tot. — Ich löschte das Licht aus, wickelte mich in meine Kissen und drückte meinen Kopf tief, tief hinein, als ob ich mich so allen meinen quälendsten Gedanken entziehen könnte.

Während der ganzen Nacht schloß ich kein Auge. Am Morgen war ich sehr zeitig auf. Der Doktor konnte nicht lange mehr fortbleiben, sicherlich mußte er innerhalb des Tages eintreffen. Ich wollte die Ungezwungene spielen und dem Mädchen beim Ankleiden Giulios und Lisettas helfen. Hugo, der sich bereits selber angezogen hatte, erfüllte das ganze Haus mit seinem Gelärm.

"Dieser verwünschte Junge wird die Herrschaften aufweden," äußerte das Mädchen, das auf meinen Vater und meinen Bruder anspielte, die noch schliefen; "werden denn diese verruchten Ferien niemals zu Ende sein." Und nach einer Weile fügte sie wieder hinzu: "Es scheint unmöglich; — jetzt schweigt er. ... Ah, und nun ist er selbst da!"

Die Tür wurde mit großem Geräusch aufgerissen.

"Tante Emilia," sagte Hugo, "der Doktor Asolani ist da."

"Ah!" rief ich und wollte ihm entgegengehen. Die Beine zitterten mir, ich mußte eine Wachsfarbe angenommen haben. Hinter mir hörte ich Lisetta, die über meine Verwirrung in Aufregung geraten zu sein schien, gleichfalls rufen:

"Tante Emilia!"

Aber ich war bereits im Zimmer nebenan, dem Doktor gegenüber, in dessen ernstem Antlitz ich bereits mein Urteil gelesen hatte. Er nahm meine beiden Hände in die seinen und fragte mich, sich rundum blickend:

"Bist du, daß wir hier bleiben?"

"Nein," erwiderte ich und wagte ihm nicht ins Gesicht zu blicken, "gehen wir in mein Zimmer." Als wir die Treppe hinaufstiegen, flüsterte ich leise: "Alles ist zu Ende, nicht wahr? Gerade so, wie ich es vorhergesehen habe. ... Ich habe Mut, Sie wissen."

"Arme Emilia," murmelte er zärtlich.

Die Fenster meines Zimmers standen weit offen, das Bett zusammengelegt, die Möbel übereinander, das Wasser noch in der Schüssel. "Oh, wie ich Sie aufnehme!" sagte ich, und schämte mich wegen der Unordnung. Ich schloß die Fenster, machte einen Sessel frei und bot ihm dem Doktor an. Dann,

aufrecht stehend, mich mit dem Rücken gegen die Bettlade lehrend und mich zum Lächeln zwingend, sagte ich noch einmal: "Nun, — ich hatte also recht, ich ... nehmen Sie keinerlei Rücksichten ... erzählen Sie mir freimütig ... oh, ich habe mir ja nicht die geringsten Illusionen gemacht ... es ist besser so."

Der Doktor, der sich durch meine angenommene Gleichgiltigkeit nicht im geringsten täuschen ließ, warf mir einen liebevollen Blick zu und begann dann:

"In einem Punkte hattest du recht. ... Jener Umberto war deiner nicht würdig. Denke nicht mehr an ihn."

"Erzählen Sie, erzählen Sie," unterbrach ich ihn, da ich mich selbst übertäuben wollte, "welche Aufnahme hat er Ihnen bereitet? Oh, es muß eine komische Szene gewesen sein!"

"Höre, meine kleine Emilia," sagte er sanft, "tu dir nicht selbst Gewalt an ... komm hierher."

Ich weiß nicht, wie es kam, aber einen Augenblick später fand ich mich wieder, wie ich auf den Knien des Doktors saß, als wär ich ein Kind.

"Nun," fuhr ich fort, "seien Sie aufrichtig. Heiratet er eine Andere? ... Aber sprechen Sie doch! Sie haben mir ja versprochen, daß Sie keine Geheimnisse vor mir haben wollen. Gibt es irgendwelche sonderbaren Ereignisse?"

"Von was für Ereignissen träumst du eigentlich?" rief der Doktor, "jener Mensch da wird wol keinerlei Erlebnisse haben; er liebt dich nicht, wie er überhaupt niemals mehr eine Frau lieben wird, wenigstens keine rechtschaffene Frau; sein Herz ist ihm ausgetrocknet. Ihm erscheint die Ehe nur dann noch als eine ernsthafte Angelegenheit, wenn ihm die Frau so eine zwanzigtausend Lire Rente zubringt. Uebrigens würde er für dich wohl eine Ausnahme gemacht haben, er hatte sich verpflichtet, als er noch keine Kenntnis von der Welt hatte, und er war auch geneigt, seine Verpflichtungen zu erfüllen, aber nur, wenn man ihm kein Gehör schenkte. Er begriff jedoch sehr wohl, daß es deinem aufbrausenden Temperament schwierig war, sich zu verständigen. ... Kurz: wolltest du noch, daß ich mich nach diesen Vorreden in eine Unterhandlung mit ihm einließ? Ich hatte dir geschworen, deine Ehre zu schirmen."

"Und ich würde es Ihnen niemals vergeben, wenn Sie sie nicht geschirmt hätten. Aber, verzeihen Sie, ist die Verzeigung nach Sizilien richtig oder ist sie's nicht?"

"Sie ist richtig."

"Ah, wahrhaftig?"

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, und mir schien, daß der Doktor Asolani mir etwas verbergen wolle. Endlich gelang mirs, ihm die Worte von den Lippen zu nehmen. Die Verzeigung nach Sizilien war richtig, aber es war eine Verzeigung, die Umberto selber erbeten und von der er seinen Fremden bekannt hatte, nicht zu wissen, in welcher andern Art er eine Ehe, die ihm zum Ueberdruß geworden war, zu verteideln oder doch wenigstens hinauszuschieben vermöchte.

"Also," sagte ich, "um eine Art Schluß herbeizuführen, "haben Sie alles wieder erhalten und alles zurückerstattet?" Und dabei stand ich auf und begann im Zimmer umherzuwandern. Der Doktor zog aus den Taschen seines Oberrocks drei dicke Pakete mit Briefen, einen Umschlag mit zwei Photographien von mir, ein kleines Futteral, das eine Mosaiknadel enthielt, und andere Kleinigkeiten, die ich Umberto geschenkt hatte, und legte das alles auf den Tisch. Bis zu diesem Augenblick hatte ich mich zu zügeln vermocht, nun aber konnte ich nicht mehr, warf mich vornüber auf mein Bett und brach in Schluchzen aus.

"Weine, arme Emilia," sagte der Arzt, "du wirst dich dann erleichtert fühlen." —

Inzwischen waren auch mein Vater und mein Bruder heraufgekommen und trösteten mich auf ihre Art. "Glaube es mir, es ist ein Schicksalschluß gewesen ... du wirst bei deiner Familie bleiben, anstatt dich in die Hände dieses Betrügers zu liefern. Wir haben es dir ja immer gesagt, daß es kein gutes Ende nehmen könne." — Und dann rief ich in vollstem Ueberdruß: "Läßt mich in Frieden. ... Auch Sie, Doktor ... ich

muß jetzt eine Weile allein bleiben.“ Dann fiel ich in der Besorgnis, zu schroff gewesen zu sein, dem Papa um den Hals und sagte zu ihm: „Verzeih mir, ich will vernünftig sein, ich werde in einer halben Stunde selbst herunterkommen. ... Leben Sie wohl, Doktor Molani, Dank für alles, was Sie getan haben, kommen Sie später wieder, ich erwarte Sie. ... Adieu, Maurizio, du kannst den Kindern die gute Neuigkeit überbringen: die Tante Emilia geht nicht fort.“

Als sie alle hinaus waren, warf ich mich in den Sessel vor dem Tische und öffnete mit krampfhaft zitternder Hand die Briefpakete, machte das Futteral auf und riß den Umschlag der Photographie entzwei. Da lag meine ganze Vergangenheit vor mir. Ich wars, die alle diese Seiten voll von Liebe und Schwärmerei beschrieben hatte, ich wars, die diese Geschenke gemacht hatte, ich wars, die dereinst diese blühenden Wangen und diese lachenden Augen hatte. Ich war ja einmal jung gewesen, ich war vertrauensvoll gewesen, ich war schön gewesen. Und mir schien es nunmehr, als trenne mich ein Jahrhundert von jenen glückseligen Zeiten. Ich weinte lange, weinte heiß. Dann verschloß ich in meinem Kästchen die Briefe, das Futteral, die Bilder, an derselben Stelle, wo ich bis vor einigen Tagen seine Briefe, seine Geschenke und seine Bilder verwahrt hatte. Ich füllte mit die Waschkübel mit frischem Wasser und tauchte mein Gesicht drei- oder viermal dahinein. Als ich in den Salon hinunterging, waren meine Augen zwar noch geschwollen, aber ich war gefaßt und ruhig. Der Frühstückstisch war bereits gedeckt worden, der Papa saß schon an seinem Platz und zerkrümelte ein Stück Brod. Dann kam mein Bruder, und die Kinder kamen. Lisetta lief auf mich zu, mich zu küssen. Ich nippte kaum an einer Tasse Bouillon, niemand machte eine Bemerkung darüber, man konnte nicht wohl verlangen, daß ich Hunger haben sollte. Im allgemeinen die Mienen rund um mich ler erst, finster, aber man brauchte nicht eben viel dazu, um zu begreifen, daß der Bruch meines Verlobnisses gerade kein Unglück für die ganze Familie war. Noch ein paar Tage, und keiner würde mir mehr ein Geheimnis aus der Zufriedenheit gemacht haben, mit der ihn das bemerkenswerte Ereignis erfüllte. Liebe Maria, neme mich nicht schlecht, glaube nicht, daß ich meinen Papa oder Maurizio wenig liebe, oder daß ich sie mit Uebelwollen beurteile und ihre Zuneigung für mich in Zweifel ziehe. Sie haben sich daran gewöhnt, mich auf ihre eigene Weise zu lieben, da sie mich immer um sich sehen, als das einzige, weibliche Wesen, das im Hause geblieben ist, und es ist ihnen niemals möglich gewesen, sich klar zu machen, daß ich eines oder des anderen Tages einmal davon gehen könnte. Sie tragen keine Schuld dabei. Es ist ein Verhängnis gewesen. Die arme Mama starb, wie Du ja weißt, in der Blüte ihrer Jahre, dann hat sich mein Bruder verheiratet und seine Frau bereits mit sechsundzwanzig Jahren verloren. Meine Schwägerin war keine gute Hausfrau im strengsten Sinne des Wortes, aber sie hätte im Laufe der Zeit aus der Notwendigkeit wohl eine Tugend gemacht und sich aus der Verlegenheit gezogen. So aber kam, daß eines schönen Tages die sämtlichen Familienorgen auf meine Schultern gebürdet wurden. Ich wars, die dem Papa Gesellschaft leisten mußte, ich wars, die darauf sehen mußte, daß die Garderobe meines Bruders in Ordnung war, ich, die dafür sorgen mußte, die Kinder reinlich zu halten. Ein bißchen Krankenpflegerin, ein bißchen Gesellschaftsdame, ein bißchen Wittwastaterin, ein bißchen Kinderwärterin, das waren so die mannigfachen Aemter Deiner Freundin, das wars, was aus Deiner munteren Emilia von einst geworden war. Launen des Schicksals! Erinnerst Du Dich, als wir beide junge Mädchen waren, was für fröhliche Prophezeiungen wir für meine Zukunft machten? Erinnerst Du Dich an die Komplimente, die ich wegen meiner Schönheit, wegen meines Geistes erhielt? Man glaubte, es könne gar kein Glück geben, das so groß sei, wie ich es verdient hätte. Wenn ich die Mama hörte, so mußte ich schließlich irgend einen Grafen heiraten; wenn man euch hörte, Amalia, Gufina und Dich, so würde ich sogar

bis zu einem Fürsten gelangen; mein Vater, ein gesetzter Mann und Beamter von reinstem Wasser, begnügte sich damit, sich den Sprossen irgend einer alten, togabekleideten Familie, einen zukünftigen Appellgerichtspräsidenten, zum Schwiegersohn zu versprechen. Als mein Unstern mich eine lebhaftere Sympathie für Umberto fassen ließ, gab es einen allgemeinen Skandal. Umberto war weder ein Fürst, noch ein Graf, noch ein zukünftiger Appellgerichtspräsident; er war ein junger Mann von geringem Verstande, ein Hitzkopf (Du siehst statt dessen, ein wie kühler Kopf er jetzt geworden ist!), der keine Titel, keine Reichthümer, keine Stellung hatte. Aber ich war ihm zugetan, und ich besaß von jeher eine beträchtliche Dosis Halsstarrigkeit, so daß ich verstanden habe, an meinem Vorjaz festzuhalten zwölf Jahre hindurch, nichts mehr und nichts weniger. Ein schönes Gebäude, das ich mir da so aufgerichtet habe, nicht wahr? Man muß Geduld haben; c'était écrit, wie die Franzosen sagen würden. Jetzt würde ich mich nicht mehr verheiraten, selbst nicht, wenn der Kaiser der Mongolei käme und mich holen wollte. Mir ist es vergangen, wie Einem, der stunden- und abermal stundenlang vor einer gedeckten Tafel steht und die Düste aus der Küche dichtnebenan einatmet und immer auf das Diner wartet, das niemals fertig wird. Und wenn man sich endlich entschließt, die Suppe aufzugeben, dann ist der Hunger verschwunden, der Magen ist so leer, daß er voll erscheint, der Kopf schmerzt, ist schwer, hämmert, und man ist völlig außer Stande, auch nur einen Bissen herunterzubringen. Ich habe einen Widerwillen gegen die Ehe, ohne sie erprobt zu haben.

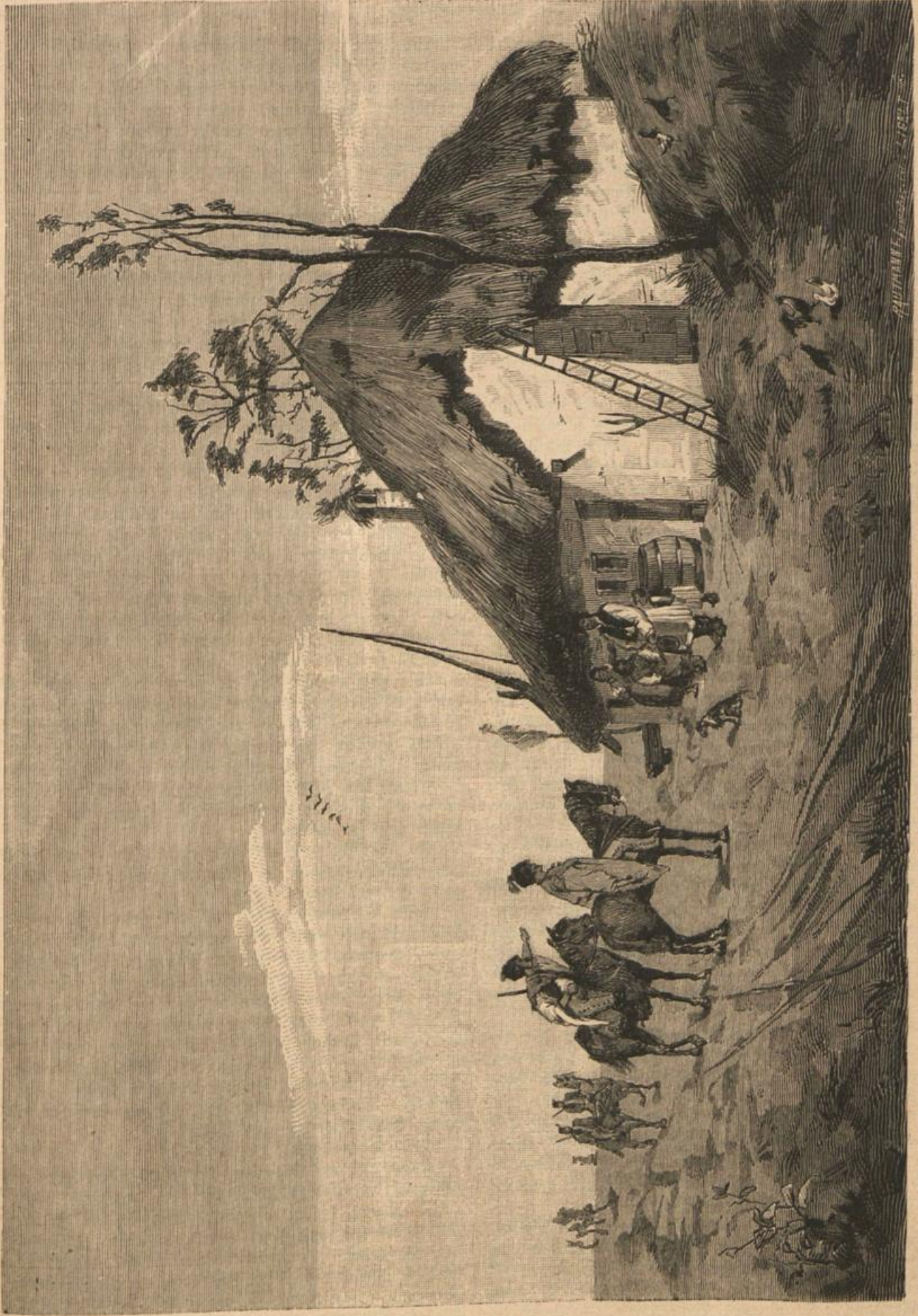
Nun ich entsagt habe, stelle Dir vor, was für einen Lärm die Uebrigen machen! Ich nehme allmählich, mit jedem Tage mehr, den Ton einer alten Jungfer an, und gerade deshalb steige ich um ein Beträchtliches in der Achtung von Papas Bekannten. Der Rat Aureli, derselbe, der nicht begreift, weshalb seine Schwiegermutter eine Grafenkrone auf der Brust, eine auf dem Kleiderärmel und eine auf ihrem Arbeitsbeutel trägt, während doch niemals jemand etwas darüber in Erfahrung gebracht hat, daß ihre Eltern adlig waren, der Rat Aureli also, der mich vorgestern über Kopfschmerz klagen hörte, bot mir eine Prise Schnupftabak an! Ich habe sie nicht angenommen, aber ich werde sie bei der nächsten Gelegenheit annehmen. Inzwischen benutze ich, um Abends zu lesen, bereits ein Vornon. Nach Ablauf eines Jahres werde ich eine Brille aufsetzen. Ich habe vier weiße Haare, und ich habe sie ganz nach vorne gekämmt, damit man sie sieht. Darauf offener Bruch mit dem Kammermädchen, die sie verstecken wollte; nun kämme ich mich selber. Ich kleide mich in Grau, die Aussteuerkleider werde ich zu ermäßigtem Preise in den Handel bringen.

Ich spiele sehr gewissenhaft die Tante. Ich gehe mit Hugo, der das Gymnasium besucht, seine Lektionen durch und verstehe bereits etwas Lateinisch, beispielsweise: rosa pulchra est. Lisetta lehre ich lesen, schreiben, nähen, und Tonleiter auf dem Klavier spielen. Ja, mit dem Zeigefinger der rechten Hand ist sie schon imstande zu spielen: La donna è mobile. Wenn es nur gut in den Vers paßte, würde ich sie spielen lassen: l'uomo è mobile, denn nach den Erfahrungen, die ich darüber gemacht habe, ist er viel wankelmütiger als wir; aber es geht nicht, der Vers würde hinten. Was den kleinen Giulio angeht, so unterhalte ich ihn damit, daß ich ihm die bunten Figürchen anschnaide, die auf den Streichhölzerschachteln sind.

Also, um zum Schluß zu kommen, meine gute Marie, ich denke nicht mehr an die Vergangenheit und mache mir nicht die geringsten Sorgen um die Zukunft. Ich überlasse mich der Gegenwart, schließe die Augen, halte die Hände über der Brust gefaltet und komme mir wie gestorben vor. Was der Doktor Molani auch immer sagen mag, der mich leidend findet und es gerne sähe, wenn ich manchmal weinte, ich bin vollkommen bei Gesundheit und rechne zientlich bestimmt darauf, es noch bis zu vollkommener Rundung zu bringen. Ich werde hübsch aussehen.

Lebewohl, lebewohl, grüße Deine Mama von mir und sei hundertmal geküßt von Deiner Emilia.“





Berfolgung von Betharen in Ungarn. (Seite 538.)

## Welthandel und nationale Produktion.

Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Es leuchtet wohl ein, daß die Behauptung, mit der ich meinen vorigen Artikel geschlossen habe, durchaus nicht übertrieben ist.

Kardinalfehler, an denen sehr wohl die Industrie eines ganzen Landes zugrunde gehen könne, seien darin zu finden, wenn die Produktionsart hinter den Zeitbedürfnissen zurückbleibe und man die Anforderungen des Marktes nicht studiere.

Fast unsere ganze Industrie zeigt sich gegenwärtig beherrscht von einer nicht selten vielleicht zuweit getriebenen Angst vor der Konkurrenz der Amerikaner. Weshalb ist die amerikanische Konkurrenz so gefährlich? — Hauptsächlich deswegen, weil die vereinigten Staaten als Industriestaat das sind, was Seelhorst ein junges Land nennt, „das sich seine Institutionen erst schafft und gleich zum Besten greifen kann,“ das also, wo es nötig ist, sogleich zum fabrikmäßigen Großbetrieb kommt, während sich Völker, deren uralte Wirtschaft an den Krücken des handwerksmäßigen Kleinbetriebes in die zweite Hälfte des Dampfsjahrs hineingehumpelt ist, erst nach langem, viel Kraft und Geld verzehrenden Widerstande zu demselben Ziele gelangen, — sehr oft erst dann, wenn das nicht mit den Fesseln des Ueberkommenen umschmiedete Land auf dem Weltmarkt den Produkten seiner Großbetriebe die besten Plätze erobert hat.

Wie leicht kann es da geschehen, daß das sich erst spät und langsam aus den Ketten und Banden des Handwerks befreiende Land zu der Zeit, da es eben auf den Hauptgebieten seiner Industrie zum Großbetriebe emporgestiegen, der Weltkonkurrenz die Stirn bietet, nicht mehr widerstandsfähig genug ist, um eine der stets wiederkehrenden Weltmarktskrisen zu überstehen? Es brauchen nur nicht mehr die alsdann in bedeutendem Maße nötigen Reservekapitalien vorhanden sein, beziehentlich den betreffenden Industriezweigen zur Verfügung stehen, — so mäht die erste Krise die jungen Großbetriebe leicht wie Grashalme nieder, verwüstet ganze Industriegebiete, vernichtet deren Kapitalien, wirft tausende und abertausende von Arbeitern auf das Pflaster und treibt die heimischen Konsumenten, mögen sie wollen oder nicht, den auswärtigen Großfabrikanten und ihren stets bereiten Helfershelfern, den weltchachernden Großhändlern, in die Arme.

Und nun der andere Kardinalfehler: die Unkenntnis der Anforderungen des Marktes!

Der Handwerksmeister, welcher für einen auch im besten Falle engbegrenzten Kundenkreis arbeitete, kannte seine Leute; er verkehrte meist mit ihnen persönlich, hörte, wie sie die Waaren haben wollten und was sie an ihnen auszusprechen hatten. Selbst wenn er für größere Märkte und Messen zu arbeiten pflegte, blieb er zum mindesten in indirekter Fühlung mit den Abnehmern.

Das ist nun gewaltig anders geworden in der Zeit des Freihandels, der Freizügigkeit und der schrankenlosen Konkurrenz.

Selten, in den großen Industriezentren schon garnicht, findet man einen Waarenproduzenten, der mit denen, welche seine Waaren brauchen und verbrauchen, unmittelbar verkehrt; sehr häufig wird man dagegen auf Produzenten stoßen, die überhaupt gar keine Ahnung haben, wo ihre Waaren endlich, nachdem sie allgemach durch die Hände einer ganzen Reihe von Händlern gegangen sind, zum Verbrauch gelangen.

Eine sich gewissenhaft und umsichtig nach den Bedürfnissen, dem Geschmacke und den sonstigen Eigentümlichkeiten des Verbrauchers richtende Produktion hört damit von selbst gänzlich auf; es tritt an ihre Stelle ein Fabrizieren ins Blaue hinein, ein Fertigstellen der Waare aufs Teufelscholen, — — ob der Verbraucher die Waare auch wirklich gebrauchen kann, wird dem, der sie herstellt, allmählich ganz gleichgültig, — wenn sie nur so aussieht, daß sie der erste in der Händlerreihe sich eben noch anschlammern läßt, dann ist alles gut.

Arbeiteten nun alle Produzenten in alle Ewigkeit so blind draußlos, so wäre der Erfolg genau derselbe, als wenn sie mit einander um den Abjaz ihrer Waaren Würfel spielten, — die angeführten Konsumenten würden von einem Händler zum andern, die angeschmierten Händler von einem Produzenten zum andern laufen, — überall würde probirt werden, nirgends könnte sich ein stabiles, gedeihliches, entwicklungsreiches Geschäft bilden.

Aber die Dummen werden denn doch stellenweise „alle“ — und der Unsinn siegt nicht immer und ewig.

Bei diesem und jenem Volke, — in diesem und jenem Industriebezirke taucht schließlich auch der Gedanke wieder auf, daß der Waarenverfertiger im Grunde doch nicht ausschließlich für die Händler arbeite, daß diese doch nicht das Urteil letzter Instanz über die Waare abzugeben haben und daß es, wenn auch nicht für den Moment das Geld in Scheffeln einbringe, wohl aber für die Dauer in Löffeln, so man die Bedürfnisse des Konsumenten der Waare möglichst in Rücksicht zöge.

Wo diese Einsicht zuerst zur Geltung gelangt, dahin muß sich unter sonst gleichen Produktions- und Abjazverhältnissen der Sieg auf dem Weltmarkt auch zunächst wenden, — also, daß die Produzenten ins Blaue zweifelsohne bei weiteren und weiteren Fortschritten der Produktion für den Weltmarkt, — von dem allerlei Ecken und Kanten, An- und Abhängsel gegenwärtig schon in alle unsere Mittel- und Kleinstädte und vielfach selbst in ländliche Bezirke hineinragen, von den umsichtig nach den Anforderungen des Marktes arbeitenden Industriellen mehr und mehr geschlagen und zu guterletzt ruiniert werden müssen.

Das ist das Ziel der modernen Produktionsbewegung, und so ist es recht und billig.

Wer zieht es nun vor, als stumpf und dumm vor sich hin handwerkender Arbeitsautomat unweigerlich zugrunde zu gehen, statt als ein den Weltmarkt überblickender, seine Bedürfnisse studierender, zweckvoll fabrizierender Großindustrieller siegreich vorwärts zu kommen, sich und sein Land produktiv zu fördern??!

Gewiß kein halbwegs vernünftiger Mensch, der einmal begriffen hat, daß er, beziehentlich sein Stand, um diese Alternative nicht herumkann.

Es fragt sich nur, wie es gemacht wird, — wie der Uebergang vom Handwerker im schlechten zum Großindustriellen im guten Sinne vollzogen wird.

Will man diesen Schritt tun als isolierter Kleinproduzent, so braucht man unter allen Umständen viel Geld und Kredit dazu. Hat man das nicht oder kann man sich das nicht verschaffen, so sind alle Anstrengungen vergebens. Da nun aber die meisten Kleinproduzenten in der Lage des Non possumus sind, was kapitalistische Leistungen anlangt, so ist auf dem Boden der isolierten Produktion für die Meisten auch keine Rettung.

Also Assoziation, wird man rufen, Produktivassoziation, wie sie schon der weiland „König im sozialen Reiche“, der jüngst gänzlich verstorbene Schulze-Delitzsch gepredigt hat, ist auch deiner Weisheit Krone und Schluß!

Doch nicht so ganz!

Wenn sich ein Schneider, der 1000 Mark Kapital besitzt, mit zwei andern Schneidern, die jeder gleichfalls 1000 Mark zur Verfügung haben, assoziiert; wenn sich ein Schuster, der 500 Mark hat, mit neun andern Schustern, die auch jeder 500 Mark haben, zu gemeinsamem Schaffen zusammentut, so wird die Schneiderassoziation den Kampf um ihr Dasein vielleicht, aber auch nur vielleicht, so tapfer und aussichtsvoll kämpfen, wie ein Schneider, der mit 3000 Mark sein Geschäft beginnt, und der schuhfabrizierende Zehnmännerbund wird desgleichen vielleicht so gut vorwärts kommen, wie ein Schuhmachermeister, dem das Glück einer Erbschaft oder dergleichen 5000 Mark in den Schoß geworfen hat, — aber wie viele Schneider, die

bereinst 3000 Mark, wie viele Schuhmacher, die einmal 5000 Mark ihr eigen genannt, sind nicht dennoch kläglich zugrunde gegangen?

Wenn also selbst die argen, oft auf die Dauer kaum erträglichen, schier selbstmörderischen Schwächen jeder Assoziation zu produktiven Zwecken, zumal unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nicht beständen, so würden die Produktivassoziationen doch nur dann etwas Belangreiches zu leisten vermögen, wenn sie sogleich — wie ich oben bereits gesagt habe — als Massenassoziationen auftreten könnten.

Massenproduktivassoziationen sind nun so außerordentlich schwierig zustande zu bringen, und die sich dabei ergebenden Uebelstände dürften sich in der Praxis stets als so mächtig erweisen, daß heute nur noch unverbesserliche Optimisten, die mit den Tatsachen Blindfah zu spielen gewöhnt sind, oder wirklich Unkundige für die Dauer der wirtschaftlichen Entwicklung nächster Jahrzehnte auf ihr Zustandekommen spekulieren können.

Dabei würden Massenassoziationen zu produktiven Zwecken immer noch einerseits zu wenig, andererseits leicht zu viel leisten. Zu wenig, indem sie den Bedürfnissen des Marktes nicht wesentlich einsichtiger gegenüberständen, als der Einzelproduzent, zu viel, indem sie in vielen Industriezweigen mehr Arbeitskräfte an einem und demselben Orte häufen würden, als notwendig und vorteilhaft wäre. Ist es doch keineswegs nötig, daß tausend und mehr Schneider beieinander sitzen, tausend und mehr Schuster, Schreiner, Metzger miteinander nähen, hobeln, schlachten, um gute, marktfähige Waare zu liefern.

Die Massenproduktivassoziation wäre demnach auch kein Schuß ins Schwarze der herrschenden wirtschaftlichen Mißstände, selbst wenn sie möglich und nicht allzuschwer durchführbar wäre.

Dagegen wird die Massenassoziation oder, um die Begriffe in ihren Bezeichnungen möglichst klar auseinanderzuhalten, wird die Massenkoalition das durch die Verhältnisse bedingte Mittel zur Lösung des in Rede stehenden Teils der sozialen Frage sein, wenn sich diese Koalition zu ihrem vornehmsten Zwecke unmittelbar gesetzt hat: Die Beseitigung der beiden oben dargelegten Grundmängel unsres gegenwärtigen Produzirens.

Massenkoalition zum Zwecke der Erforschung und Durchführung der für jede einzelne Industrie zweckmäßigsten, produktivsten Betriebsart einerseits, und zur Erkundung der Bedürfnisse des Marktes intra et extra muros, d. i. des heimischen wie des Weltmarktes, sowohl in bezug auf Beschaffenheit als Menge der Waare, andererseits — danach hätten alle einsichtigen Gewerbetreibenden, ganz besonders aber die kleinen, und alle es mit der Industrie ihres Volkes wie mit dem arbeitenden Volke aller Länder Wohlmeinenden überhaupt, zu streben.

Dabei wäre die Produktivassoziation ganz Nebensache. Sie könnte sich bilden, wo sie nützlich, nötig und möglich wäre, würde aber keiner andern Betriebsorganisation, wo diese besser am Platze wäre, in den Weg treten.

Nach der Richtung von Massenkoalitionen mit den soeben dargelegten Zwecken bewegen sich heute schon die Bemühungen der für Gemeininteressen tätigen Gewerbetreibenden vieler Produktionszweige, freilich lange nicht zielbewußt und wohl auch nicht eifrig genug, — die vielen, oft jährlich wiederkehrenden Kongresse, Vereinstage, Generalversammlungen u. s. w., die neu auftretenden lokalen, provinzialen und nationalen Vereinigungen von Kleingewerbetreibenden und Großindustriellen, die wechselseitigen Korrespondenzen und die gemeinsamen Presseorgane, welche Berufsinteressen aller Art vertreten und fördern sollen, sind hinlängliche Beweise dafür.

Auch die Gewerbe- und Industrieausstellungen legen beredtes Zeugnis dafür ab, daß man nach dieser Richtung hin Wandel zu schaffen sucht. Und daneben noch manches andere. So z. B. in hervorragender Weise auch die Tätigkeit der deutschen Konsuln im Auslande, welche seit einigen Jahren regelmäßige Berichte über die Lage von Handel und Industrie in ihren Bezirken an die ihnen vorgeetzten Behörden einzusenden haben; dann die Bestrebungen, Exportmusterlager und Exportmuseen zu gründen, in denen zur Belehrung und Anspornung der industriellen Welt

diejenigen Waaren übersichtlich zusammengestellt werden sollen, welche Deutschland für den Export arbeitet und die, welche das Ausland bedarf.

Alles in allem genommen sind das aber doch nur bescheidene Anfänge und Versuche, denen sowohl die Energie einer raschen, größere Erfolge versprechenden Entwicklung, als auch die sehr wünschenswerte Einheitlichkeit und der systematische Zusammenhang gänzlich abgeht.

Um System und einheitliches, tatkräftiges Streben in alle diese an sich so berechtigten Anläufe zu bringen, wäre eben ein lebenskräftiger Mittelpunkt nötig, in dem sich die Interessen der nationalen Produktion in möglichst hohem Grade konzentrierten und von dem aus die Anregungen und Anweisungen, der gute Rat und die frische Tat, auszugehen hätten.

Liberaler Sozialpolitiker werden sich freilich mit dieser Anschauung nicht einverstanden erklären oder bestenfalls ganz zwanglose Vereinigungen zu gründen vorschlagen, die sich kunterbunt aus allen den zulaufenden Elementen zusammensetzen könnten, gleichviel ob die betreffenden Leute ein materielles oder ein ideelles Interesse an der Sache wirklich haben oder sich nur einbilden, ob sie Verständnis dafür besitzen und ernstlich etwas dafür tun wollen und können, oder sich begnügen, mit ihrer Teilnahme an dem „gemeinnützigen“ Unternehmen zu renommieren und bei den allfälligen Beratungen und Zusammenkünften Maulaffen feilzuhalten.

Eben die „private Initiative“, auf die bei der liberalen Sozialpolitik alle Weisheit hinausläuft, hat sich ja doch bisher so ganz eklatant als unfähig erwiesen für die große Rolle des Feldherrn in dem gewaltigen Weltwirtschaftskampf, in welchen die Kulturvölker seit Erfindung des Dampfes hineingeraten sind! Die private Initiative mit ihrer Zwillingsschwester, der freien Konkurrenz, zersplittert die Kräfte, anstatt sie zu einen; sie hat den wirtschaftlichen Kampf Aller gegen Alle selbst erst geschaffen, während es nun gilt, diesen Kampf zunächst im eigenen Lager zu beseitigen, in ein friedliches, das Wohl des Einzelnen mit dem der Gemeinschaft harmonisch einigendes Zusammenwirken zu verwandeln.

Die meisten der nichtliberalen Sozialpolitiker werden sich damit wohl einverstanden erklären, jedoch meinen, daß der notwendige Mittelpunkt für alle Bestrebungen, Handel und Wandel zu fördern, ja längst vorhanden und in hoffnungsvollster Tätigkeit sei, — er, der irdische Allgütige und Allweise, den sie am liebsten auch allmächtig machten: der Staat.

Die Lenker des Staates können und sollen nun sehr wohl auch etwas, unter Umständen sogar viel für die nationale Produktion und die Wohlfahrt der Produzirenden tun, aber alles zu tun, oder auch nur die oberste Leitung aller Maßregeln zur Förderung von Industrie und Handel zu üben, sind sie durchaus nicht geeignet und werden nie — unter keiner Staatsform — dazu geeignet sein.

Mögen sich die Staatslenker noch so sehr für den Aufschwung der nationalen Produktion interessieren, — so müssen ihnen doch noch über dieses Interesse immer andere gehen, nämlich die reinpolitischen Interessen, für die sie das erstere aufzuopfern oder denen sie es mindestens hintanzusetzen gar zu leicht in Versuchung kommen werden.

Die Interessen der nationalen Produktion sind aber so hohe und so tief in das Volksleben eingreifende zugleich, daß sie keine Unterordnung vertragen, zumal gegenwärtig, da die soziale Frage so überaus brennend geworden ist und millionen Menschen nach der Lösung hungern und wenigstens den Beginn der Lösung zu fordern ein Recht haben.

Darum sollten allerbaldigst Organe geschaffen werden, deren wichtigste, oberste, ja alleinige Aufgabe die Pflege aller Interessen der nationalen Produktion wäre.

Diese Organe sind meiner Ansicht nach ausschließlich zu finden in jenen sozialen Massenkoalitionen, von welchen ich oben bereits gesprochen habe.

Die Gründung derselben ganz dem freien Willen und der Einsicht der Gewerbetreibenden zu überlassen, hieße dem sozial-

politischen Riesenbau solcher Verbände Flugland zum Baugrund geben.

Ein solides Fundament ist für alle solche Institutionen ganz allein mit Hilfe der Gesetzgebung zu schaffen. Diese hätte zu bestimmen, daß in allen Gebieten der Waarenproduktion alle Produzenten sich in Gruppen oder Sektionen gegliedert zu vereinigen hätten und zum Gegenstande ihrer Beratungen und Beschlußfassungen, wie der gemeinschaftlichen Tätigkeit von Ausschüssen und Kommissionen zu machen hätten: 1) die Umgestaltung der gesamten Produktion des betreffenden Industriezweiges, soweit es die Bedürfnisse der Zeit verlangen und die technischen Mittel der Zeit gestatten, sowie mit tunlichst weitgehender Schonung aller Einzelinteressen, zum schaffenskräftigsten Großbetriebe; — 2) das Studium der Bedürfnisse des Marktes und Fixierung der Resultate derselben in statistischen Feststellungen und wirtschaftswissenschaftlichen Denkschriften, und 3) — was sich ganz von selbst an diesen zweiten Teil der Tätigkeit dieser Vereinigungen anschließen würde, so gut wie es jetzt ein Hauptstück der Bemühungen des isolierten Produzenten ausmacht, — möglichste Erweiterung des Marktes und Vermehrung der Waarennachfrage.

Wenn hier von „allen Produzenten“ geredet wird, so versteht der Verfasser selbstverständlich nicht bloß die Arbeitgeber, die großen und kleinen Fabrik- und Werkstatt-„Herren“ darunter, sondern alle an der Produktion, gleichviel wie, teilnehmenden mündigen Leute.

Ich brauche hier nicht auseinanderzusetzen, wie sehr ich der Ueberzeugung bin, daß alle verständigen Arbeiter zum mindesten ebensoviel Interesse an dem Gedeihen ihres Produktionszweiges betätigen werden, wenn sie einmal zu diesem Gedeihen mitwirken berufen werden, als die Arbeitgeber. Ich behaupte nicht, daß alle Arbeiter zu solchem Muten und Taten von vornherein sehr viel Interesse und Verständnis mitbringen würden, geradesowenig wie dies bei allen Kapitalisten der Fall sein würde. Aber beides würde sich hier wie da im Laufe der Zeit und mit den steigenden Erfolgen entsprechend heben — und sehr bald sicherlich zur Pflichterfüllung seitens der großen Mehrheit ausreichen.

Auf die Arbeiter würden übrigens schon deshalb die Koalitionen auszudehnen sein, weil ihnen bei der Tätigkeit für die Hebung der nationalen Produktion — der Produktion jedes Volkes — mag man es nun auch einrichten wie man will, die wichtigste Rolle zufallen muß.

Heutzutage sucht man vorzugsweise die ausländischen Absatzgebiete für heimische Waaren zu erweitern; man bestrebt sich, neue Absatzgebiete in andern Weltteilen zu finden und zu erschließen, man schwärmt von der segensreichen Wirkung, welche der Besitz überseeischer Kolonien für die Produktion des Mutterlandes haben würde.

Damit hat man auch keineswegs unrecht, aber man verfährt bei dieser Agitation für Erweiterung unseres Waarenmarktes genau so, wie ein Mensch, dem Dukaten und Markstücke in etwa gleicher Zahl zum Fenster hinausgefallen sind, und der nun immerfort nach der Straße hinunterruft: „Bringt mir nur um Gotteswillen die Markstücke herauf!“

Unsere Produktion für den Weltmarkt nämlich ist bedeutend, aber unsere Produktion für den eigenen Markt ist ungemein viel bedeutender. England z. B. produziert in weit höherem Maße für den Weltmarkt als wir, und schafft doch nach sorgfältigen Berechnungen etwa achtmal soviel für das eigene Bedürfnis, als es für das des Auslandes jahraus, jahrein an Waaren fertigstellt.

Bei uns in Deutschland nun wird der Unterschied noch erheblich größer sein; — wenn es uns also gelänge, den Absatz unserer Produkte auf dem heimischen Markte um zehn Prozent zu steigern, so würde das mindestens denselben Effekt haben, als wenn wir unsern ganzen Export um hundert Prozent, d. i. auf sein Doppeltes erhöhten.

Wir werden also klug tun, wenn wir die Dukatenstücke, welche auf dem nationalen Markte zu heben sind, fernerhin nicht unberührt liegen lassen; die Markstücke vom internationalen Markt können wir gleichzeitig ja auch noch auflesen.

Natürlich bin ich nicht etwa der Ansicht, daß es sich allein oder auch nur hauptsächlich darum handeln sollte, die fremden Waaren von unserm Markte zu verdrängen, wie es die Schutzzöllner gern möchten, — o nein, — wir könnten zwar, abgesehen von der eigentlichen, mit Recht sogenannten Kolonialwaare bei Vermeidung der im vorigen Artikel aufgeführten Mängel unsrer Produktion und unsres Waarenverkehrs und bei zweckmäßiger Verbesserung und Verbilligung unserer Verkehrsmittel den fremden Konkurrenten manchen ertragsreichen Winkel unseres eigenen Marktes abjagen, — aber das wäre doch immer nur aus großem Faß mit kleinen Löffeln geschöpft.

Die Kaufkraft der Volksmassen heben, — das ist des Pudels Kern.

Wie könnte das geschehen?

Ich muß an dieser Stelle — am Schlusse der ohnehin schon viel zu lang gewordenen Arbeit — alle weitläufigen Ausführungen vermeiden und spare sie mir für eine spätere Abhandlung speziell über dieses Thema auf; jedoch führe ich kurz an, was mir zur Beantwortung dieser Frage für denkende und nicht ganz unkundige Leser genügend erscheint.

Die Kaufkraft der Volksmassen — ihre Fähigkeit, die Bedürfnisse des Körpers und Geistes zu befriedigen und an den Genüssen des Lebens teilzunehmen — kann nicht anders gesteigert werden, als durch Erhöhung aller ungenügenden Arbeitslöhne. Nach der amtlichen preussischen Steuerstatistik haben volle 30 Prozent der Bevölkerung weniger als 420 Mark jährliches Einkommen und weitere 45 Prozent unter 900 Mark.

Es bedarf keiner Berechnungen und Nachweise, daß 900 M. Einkommen das Mindestmaß dessen ist, was ein Mensch haben muß, um notdürftig leben und — was ja jedes Mannes heiligstes Recht ist — eine, wenn auch noch so kleine Familie ernähren zu können. Es erreichen nun 75 Prozent der Gesamtbevölkerung in Deutschland dieses Mindestmaß nicht. Wenn es etwas gibt, das nach Abhilfe zum Himmel schreit, so ist es diese Tatsache.

Nebenarten, wohlmeinende Humanität, Wohltätigkeitsvereine haben gegen solche Uebelstände noch nie etwas durchgreifendes vermocht, — da gibt es wieder kein Mittel, als das einhellige Eingreifen der gesamten Nation, die Anspannung aller Volkskräfte und die Betätigung des Volkswillens durch die Gesetzgebung.

Ein gesetzlicher Minimalarbeitslohn von mindestens 3 Mark täglich, unterstützt von einem mäßig bemessenen Normalarbeitsstag, — dieses ist das die schlimmste Not beseitigende Mittel.

Wie gewaltig müßte eine derartige gesetzgeberische Maßregel auf die nationale Produktion wirken, sie hebend und belebend, — eine kräftige und unaufhörliche Befruchtung darstellend!

Man stelle sich vor! — Ungefähr die Hälfte der Gesamtbevölkerung Deutschlands würde wenigstens noch einmal soviel jährlich konsumieren, als bisher, — denn Schatzesammeln werden die unteren 22 Millionen sicher nicht, wenn sie statt durchschnittlich 450 Mark 900 Mark verdienen!

Nehmen wir an, daß sich unter diesen 22 Millionen nur 7 Millionen Steuerzahler befinden würden, — selbständig Erwerbende, — so würde die Vermehrung der jährlichen Ausgaben für Zwecke der Konsumtion mindestens 3 Milliarden Mark betragen, d. i. ebensoviel, als im Jahre 1881 unsere gesammte Waarenausfuhr ins Ausland betragen hat.

Allerdings gibt es da auch sehr viele Wenn und Aber zu bedenken.

Zunächst die Frage: Kann man die Arbeiterschaft nötigen, eine in manchen Industriezweigen gewiß beträchtliche Lohnsteigerung, wie sie die Einführung des Minimallohns darstellt, durchzuführen, ohne den Ruin ihrer Gewerbsunternehmungen herbeizuführen und vielleicht sogar den Bestand ganzer, wichtiger Industriezweige zu gefährden?

Nun — sehr wahrscheinlich allerdings, daß manches kleinere und größere Geschäft eine Erhöhung aller Arbeitslöhne auf wenigstens drei Mark für den Mann und den mäßigen Normalarbeitsstag nicht verträgt, auch nicht ganz unwahrscheinlich sogar,

daß es ganze größere Industriezweige gibt, die bei einem derartigen Minimalarbeitslohn nicht zahlen können, ohne den Unternehmergewinn so zu verringern, daß kein Privatkapitalist mehr Lust empfindet, darin sein Geld anzulegen; — was aber folgt daraus?

Doch nur, daß die betreffenden Geschäfte und Industriezweige durch und durch ungesund sind und wert, daß sie zugrunde gehen, denn wert zugrunde zu gehen ist jedes industrielle Unternehmen, das seine Arbeiter nicht zu ernähren vermag.

Dabei wird sich zweifellos in den meisten Fällen zeigen, daß es entweder wieder der nicht genügend produktive Klein-

betrieb ist, der jene Unfruchtbarkeit des Unternehmens verschuldet, oder der andere Umstand, daß alles Privatkapital ohne erheblichen Profit sich der Industrie nicht dienstbar macht.

Daher werden die zugrundegehenden Etablissements einfach in Großunternehmungen zusammengelegt werden müssen, und es wird der Staat, kontrolliert durch die bezüglichen sozialen Koalitionen oder diese kontrolliert durch jenen als Unternehmer aufzutreten haben.

Wie sich solche Sozialreform vollziehen könnte und was sie für Folgen haben müßte, — auch darüber ein andermal Eingehenderes.

## Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

### I. Erkennt!

Was leuchtel mir aus deinem Blick?  
Was lächelt mir von deinem Munde?  
Scheuchst es ein herbes Mißgeschick?  
Heißt's eine tiefe Herzenswunde?

So lo g mir einst ein blüh'ndes Aug'; —  
Den Wonnetraum in meinem Leben  
Der Körte eines Mundes Hauch;  
Kannst du mir Frieden wiedergeben?

Ja, dich durchglüht der Liebe Strahl,  
Mir kündel's ob der kalten Frage  
Die Perle, die sich ins Aug' dir stahl,  
Und die ich fortzuküssen wage.

### II. Gebet eines Angläubigen.

Geiß der Menschheit, steig hernieder,  
Senke dich in unsre Brust!  
Gib uns Frieden immer wieder,  
Gib uns Freude, gib uns Lust!

Lehr' uns nach dem Höchsten streben,  
Lehr' Gemeines uns verachten,  
Lehr' uns lang und glücklich leben,  
Lehr' uns Edles hoch zu achten!

Laß uns Lug und Trug stets meiden,  
Laß uns Schönheit tief erfassen,  
Ans am Glücke Andrer weiden,  
Laß uns Unrecht immer hassen!

Geiß der Menschheit, steig hernieder,  
Senke dich in unsre Brust!

Gib uns Frieden immer wieder,  
Gib uns Freude, gib uns Lust!

Peter Thomas (Fabrikarbeiter).

**Der Barbier von Kairo.** (Illustration f. Seite 521.) In den orientalischen Märchen — auch in „Tausend und eine Nacht“ — spielen die Barbier dieselbe Rolle, wie teilweise bei uns; sie beschäftigen sich damit, außer daß sie die Haupthaare und Bärte ihrer Kunden pflegen, die täglichen Neuigkeiten zu sammeln und sie ihren Kunden mitzuteilen. Der Orientale, der im allgemeinen schweigsamer ist als der Bewohner des europäischen Westens, hat sonst weniger Gelegenheit, sich Neuigkeiten zu sammeln, und die Barbierstube gewinnt für ihn dadurch bedeutend an Wichtigkeit. Obwohl nun genau genommen der orientalische Barbier im Verhältnis zu seinen Kunden nicht minder gesprächig ist, als seine Kollegen anderwärts, so ist er doch bemüht, eine möglichst gravitatische Haltung einzunehmen. Mit unnachahmlicher Würde läßt er aus einem von der Decke herabhängenden Behälter das nötige Wasser über Kopf und Gesicht seines Kunden laufen, während die abträufelnde Flüssigkeit von diesem in einer großen Schüssel aufgefangen wird. Darauf beginnt, wie man sieht, erst die eigentliche Prozedur. Für die Männer des Orients, denen, wie Freiligrath sagt, in heißen Schädeln das Hirn brennt, mag die Abkühlung beim Barbier ganz angenehm sein, wir in Europa haben dergleichen nicht notwendig.

Das Barbierhandwerk im Orient hat etwas Ehrwürdiges, Zunftmäßiges an sich, was zum Teil auch wohl damit zusammenhängt, daß diese bei den Orientalen der Bart so sehr in Ehren gehalten wird. Diese Verehrung geht bekanntlich so weit, daß der Muselman am liebsten „beim Barte des Propheten“ schwört.

Bl.

**Junge Brut.** (Illustration S. 525.) Soeben sind die Küchlein aus den Eiern geschlüpft und fröhlich eilen die Kinder des Hauses herbei, um die niedlichen jungen Vögeln anzuweihen, die kaum das Licht erblickt haben und doch schon so flink laufen können. Die alte Gluckhenne, die sonst mit so viel Mut und so viel Tapferkeit ihre Küchlein verteidigt, die schützend ihre Flügel über sie deckt, wenn sie den

fernen Schrei des räuberischen Habichts hört und die selbst den Menschen angreift, wenn sie glaubt, daß er ihren Küchlein etwas zu Leide tun will, sie sieht ruhig zu, wie ihre Küchlein von den Kindern betastet und geliebt werden. Denn das Tier fühlt instinktiv, daß diese Kinder nicht mit bösen Absichten kommen. Allerdings, wenn die Gluckhenne weiter denken könnte, würde ihr die Sache vielleicht bedenklicher erscheinen, denn wie leicht kann aus dem kleinen Mädchen, das die Küchlein so zärtlich an seine Lippen preßt, eine dralle Küchenfee werden, die allem Geflügel, das in ihre Hände kommt, unbarmherzig den Hals abschneidet und die, wenn sie in einer großen Küche beschäftigt ist, zu einer förmlichen Massenmörderin an Gänsen, Enten, Hühnern und Tauben wird. Doch die Gluckhenne scheint von der Zukunft des kleinen Mädchens so schlimmes vorläufig nicht zu erwarten. Es ist eine Art Kumpellammer, die der Henne zur Brutstätte angewiesen worden ist; hier wird es die junge Brut nicht lange mehr aushalten, sondern wird den Hof zu erreichen suchen, wo die jungen Hühner im Scharren und Kraxen unterrichtet werden, um die Würmer u. dergl., die sie so gern fressen, aufzuspielen. Da haben denn auch die jugendlichen Menschenkinder, die hier die jungen Küchlein so freudig begrüßen, ihren Spaß an dem ernstigen Treiben der jungen Brut. Die alte Henne aber wird eine gute Weile warten müssen, bis man ihr wieder Mutterfreuden gestattet, denn die bösen Menschen pflegen ihr ja die Eier wegzunehmen und zu verpeisen oder sonst allerhand Allotria damit zu treiben. Vielleicht sinds auch die letzten Küchlein gewesen, die sie ausgebrütet, denn auch über ihrem Haupte schwebt stets die unbarmherzige Hand der Köchin, und sie wird eines schönen Tags von derselben ergriffen, um eine gute Suppe abzugeben, ein Zweck, der auch für ein Huhn nicht großartig genug ist, um gern dafür zu sterben. Oder der Besitzer verkauft die Henne an einen Restaurateur, der sie nach Beschluß ihrer alten Tage den Gästen als „junges Huhn“ vorsetzt und sie sich teuer bezahlen läßt. Die arme Henne hat die bekannte Wahl, nach ihrem Tode gekocht oder gebraten zu werden, eine Wahl, die bekanntlich auch

den vernünftigsten Gänfen schon viel Kopferbrechen gemacht hat. So geht es eben zu in dieser Welt voll Kampfes ums Dasein: Der Große und Starke verzehrt die Schwachen und Kleinen.

**Verfolgung von Betyaren in Ungarn.** (Illustration S. 533.) In Ungarn ist das Räuberwesen noch bis in die neueste Zeit in Flor gewesen. Wie es kommt, daß gerade einzelne Länder das Vergnügen haben, in unserem Jahrhundert noch von der Landplage des Räubertums heimgesucht zu werden, das mag man aus verschiedenen Ursachen ableiten. In den meisten Fällen sind es erbärmliche wirtschaftliche Zustände, welche vielen Leuten die abenteuerliche und gefährliche Räuberlaufbahn immer noch anziehender erscheinen lassen, als die dürftige Existenz eines Ackerknechts oder eines Färsers. So ist es in Italien, Sizilien und Spanien, auch wohl in Griechenland und einer Anzahl der Balkanländer. Allein es kann auch eine schlechte Verwaltung, eine elende Regierung den Flor des Räubertums begünstigen. Wir haben in Italien Zeiten gehabt, da das Papsttum und die Bourbonen ganz offen das Räubertum in ihren Sold nahmen; schon 1799 hatte der Kardinal Russo den berühmten Banditen Fra Diavolo in seine Dienste genommen, um gegen das republikanische und franzosenfreundliche Neapel Hilfe zu leisten. Fra Diavolo und seine Bande verübten die furchtbarsten Greuel; er erhielt dafür vollständige Verzeihung, den Rang eines Obersten und eine Pension. Als später die Franzosen wieder in Neapel einrückten, wütete Fra Diavolo mit Hilfe der Engländer gegen sie. Die Franzosen fingen ihn 1806 und hingen ihn auf, während die Engländer geltend machten, daß er zum regulären Militär gehöre. Auch in den sechziger Jahren bedienten sich die Bourbonen wieder der Hilfe der edlen Briganten; der Papst bezog sie. Ungarn weist einen nicht weniger berühmten oder berühmten Räuberhauptmann auf, den Alexander Rosza, gewöhnlich Rosza Sandor genannt, der schon in jungen Jahren ein berühmter Räuber war. Den Armen tat er nichts zu leide und erwarb sich dadurch eine ungeheure Popularität, wie dies einst dem Schinderhannes und dem bayerischen Hiesel durch das gleiche schlaue Manöver gelungen war. Sentimentale ungarische Damen schwärmten für diesen „großen Banditen“, der mit ungemeiner Schlaueheit den Verfolgungen der Behörde zu trozen wußte und einen ganz unglaublichen Einfluß in Ungarn besaß. Im Jahre 1848 schien für ihn ein besserer Stern aufzugehen, denn die Kossuth'sche Regierung, die sich keine überflüssigen Feinde machen wollte, erkannte ihn als Freischaarenführer an und gebrauchte ihn auch zu Rekognoszierungen gegen die Serben. Nach der Revolution hielt sich Rosza noch fünf Jahre gegen die Oesterreicher; dann wurde er gefangen, zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Als er 1867 durch eine Amnestie frei kam, sammelte er sofort wieder eine Bande, durchzog die Puszta, jene weiten baumlosen Höhen Ungarns, und machte sich weit und breit gefürchtet. Als er indessen einen Eisenbahnzug überfiel, begann die Jagd von allen Seiten auf ihn; er ward in Szegedin gefangen und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt.

In den Puztas waren die Herren Banditen immer schwer zu verfolgen, weil sie eine Menge von Unterschlupfen hatten. Jene kleinen, einzelstehenden Wirtschaften, Czardás genannt, nahmen sie immer gerne auf, und die Wirte standen in freundschaftlichem Verkehr mit den Räubern, machten zuweilen auch wohl die Hehler. So wurde es den Panduren gar nicht so leicht, die Räuber abzufassen, zumal die letzteren sich auch vielfach aus den Kossuthen (Gylos) der Steppen rekrutierten. Diese Gylos sind geborene Reiter, und wenn sie nur ein leidliches Roß haben, sind sie von dem schwerfälligen Panduren gar nicht einzuholen. Die Panduren eigneten sich indessen um so vortrefflicher zu diesem Geschäft, als sie selbst früher Räuber waren und der Oberst von der Trend sie zum erstenmal etwas militärisch organisiert hatte. Die Pflife und Kniffe des Räubertums hatten sich bei ihnen fortgeerbt. Indessen zeichneten sie sich noch in allen Kriegen durch ihre Robeit und Grausamkeit aus, wie bei der Einnahme von Wien im Oktober 1848 und in Ungarn 1849.

Unser Bild zeigt uns einen Trupp Panduren, der einer Gesellschaft von Betyaren, wie man die berittenen Räuber der Steppen nennt, auf der Spur ist. Sie halten vor einer Czarda (Schenke) an und der Wirt kommt mit seiner Familie heraus. Er wird nach den Betyaren gefragt. Natürlich weiß er kein Sterbenswörtchen und macht ein möglichst dummes Gesicht. Deshalb kann es aber doch sein, daß die Betyaren bei ihm im Hause versteckt sind, und der Führer der Panduren sieht ihn auch äußerlich misstrauisch an. Aus dem Manne ist aber nichts herauszubringen, und so werden die Panduren wohl oder übel mit langer Nase abziehen müssen.

Bl.

**Ein Bild aus der Schredenszeit.** Garat, eine zeitlang Minister des Innern unter dem Konvent, wurde in der Nacht vom 15/16. Oktober 1793 plötzlich verhaftet, weil bei einem gleichnamigen Verwandten ein an ihn gerichteter Brief einer „frommen Schwester“ (religiöse) gefunden worden war. Das war damals ein genügendes Verdachtsmoment, abgesehen jener Brief durchaus nichts Verhängliches enthielt. Garat mußte auch nach einigen Monaten wieder entlassen werden, weil sich seine vorläufige Schuldlosigkeit und tadellos republikanische Gesinnung herausstellte. Die Verhaftung war von dem Revolutionsausschuß der Sektion des Montblanc ausgeführt worden. Garat hatte jedoch sofort die Erlaubnis empfangen, in Begleitung eines Gensdarmen

aus- und herumgehen zu können, was er denn auch vier Monate lang, bis zum Tage seiner Freilassung, im ausgedehntesten Maße tat. Selbst inmitten der Schredenszeit war die Haft keineswegs so streng, als man sich gewöhnlich einbildet, und lange nicht so streng, als heute inmitten des Friedens. Es ist wahr, der Kopf stand auf dem Spiel — genug, Garat wurde sehr gut behandelt und hatte ein kuriozes Abenteuer, über das er in seinen zu Ende des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten Memoiren schreibt:

„Ich kann mich von dem Revolutionsausschuß des Montblanc nicht verabschieden, ohne mich einer Pflicht der Dankbarkeit gegen zwei seiner Mitglieder entledigt zu haben. Der Vorgang ist vielleicht auch bemerkenswert genug, um unter den Anekdoten aus jener Zeit, wo die Tugend oft ihre Sicherheit in den Verrichtungen und im Gewand des Verbrechens suchte, einen Platz zu verdienen. Höchstens eine Stunde war seit meiner Ankunft auf der Sektion verstrichen, alle Mitglieder des Ausschusses hatten sich zurückgezogen, nur zwei waren zurückgeblieben. Ich überraschte diese zwei, wie sie einander und dann mich mit Teilnahme betrachteten. Die Teilnahme gewann, wie man sich denken kann, nicht sofort mein volles Vertrauen. Der Eine gehörte zu denen, die mich verhaftet hatten, und bis zu diesem Moment hatte ich keinen Grund gehabt, zwischen ihm und den anderen einen Unterschied zu machen. Er rebete mich an: „Nun, Bürger Garat, wann glauben Sie, daß alles dies enden wird!“ („Eh bien, citoyen Garat, quand croyez vous, que tout eui finira?“) „Was heißt, alles dies?“ „Ah! die Zustände, in denen wir leben.“ (Ich antwortete nicht schnell, ich mußte die Weiden.) „Sie können ungenirt reden, das Leben, welches wir führen, ist eine Hölle; wir sind die Unglücklichsten der Menschen; unser einziger Trost ist, zusammen zu weinen (und beide brachen wirklich vor mir in Tränen aus); wenn man uns sähe — es sind drei oder vier unter uns, die uns sofort einsperren ließen; man paßt uns auf, und das geringste Wort, das wir zu Gunsten irgend jemandes aussprechen, wird uns zum Verbrechen gemacht. Oh, mein Gott, wann wird das endigen?“ Es blieb mir kaum noch ein Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Teilnahme und ihres Schmerzes; ich suchte sie zu trösten und ihnen Hoffnungen einzusprechen, die ich selber nicht hatte, und sie mit dem Mut zu erfüllen, dessen sie bedurften, um in ihrem schredlichen Amt einiges Gute wirken zu können. Breve Männer, erlaubt mir, Euch zu nennen: ich glaube, die Herrschaft der Geseze ist so befestigt, daß Euren Namen die öffentliche Achtung gesichert ist, ohne Euch der Gefahr der Proskription auszusetzen — der eine ist Bourvet, Apoteker, auf der Rue de Montblanc, der andere Ptolemée.“

Die Anekdote, für deren Wahrheit der Name des Erzählers bürgt, hat ebensoviel ein psychologisches, wie ein historisches Interesse. Sie zeigt, wie das Herz trotz des Terrorismus seine Rechte behauptet und gegen denselben rebelliert. Und nicht bloß bei wenigen hervorragenden Individuen finden wir ähnliche Ausbrüche des Gefühls, — wir finden sie auch bei einigen der „verruften“ Schredensmänner, namentlich gerade bei dem, welcher der Schredenszeit ihren Namen und ihr Programm gegeben hat: bei Danton.

Glaube man übrigens nicht, daß die französische Nation allein solcher Kontraste und Widersprüche fähig sei. Unter ähnlichen Verhältnissen haben wir in unserem „nüchternen“ Deutschland ganz ähnliche Erscheinungen gehabt. Vielleicht finden wir Gelegenheit, in der „Neuen Welt“ Epizoden des Jahres 1849 zu behandeln, welche dies drastisch beweisen.

### Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

**Die nordamerikanische Konkurrenz und die deutsche Landwirtschaft.** Das Gespenst der amerikanischen Konkurrenz hat in neuester Zeit in Deutschland, besonders unter den Landwirten, bereits zu vielfachen Besorgnissen Anlaß gegeben, welche vorzugsweise den Getreide- und Obstbau betreffen. Ein Deutsch-Amerikaner, Heinrich Semler in San Franzisko, der die landwirtschaftlichen Verhältnisse von hüben und drüben sehr genau kennt und eine rege Teilnahme für die Wohlfahrt seines alten Vaterlandes an den Tag legt, hat kürzlich in mehreren Schriften den wahren Charakter des gefährdeten Gespenstes dargelegt. Die Aufklärungen und Winke, die er über die landwirtschaftlichen und industriellen Zustände in den nordamerikanischen Staaten gibt, sind in vielfacher Beziehung sehr wertvoll für die deutschen Verhältnisse. Wir erlauben uns deshalb, einiges aus der neuesten Schrift des Verfassers zur Beachtung und Beurteilung auszuheben.

In Deutschland hat man nicht selten über die Fruchtbarkeit des nordamerikanischen Bodens die übertriebensten Begriffe und ist vielfach geneigt, dieser günstigen Bodeneigenschaft die bedeutende Ausfuhr von amerikanischem Weizen zuzuschreiben. Daß dieses ein Irrtum ist, sucht der Verfasser durch Zahlen nachzuweisen. „Der Jenus von 1880“, sagt er, „hat darüber interessante Aufschlüsse gebracht. Auf dem jungfräulichen Boden der Präriestaaten Iowa und Nebraska werden im Durchschnitt 9 Bushels Weizen per Acre (d. h. 324 deutsche Pfund per Morgen) erzeugt. In den Südstaaten 6½ Bushels (234 Pfund), im

\*) „Die wahren Ursachen und die wirtschaftliche Bedeutung der amerikanischen Konkurrenz.“ — „Die Hebung der Obstverwertung und des Obstbaues in Deutschland.“

mittleren Mißfippigebiet  $13\frac{1}{2}$  Bushels (486 Pfund), in Neuengland und den Mittelstaaten  $14\frac{1}{2}$  Bushels (522 Pfund) und in den Pacificstaaten  $18\frac{3}{4}$  Bushels (675 Pfund). In Deutschland werden nach der Reichserntestatistik 725 Pfund durchschnittlich auf dem Morgen erzielt. Solche und ähnliche Untersuchungen führen mit zwingender Notwendigkeit zu der Folgerung: weniger der überschätzte natürliche Reichtum der Union ist es, der ihre „Entwicklung ohne gleichen“ erklärt, als die wirtschaftliche Tüchtigkeit ihrer Bewohner. Und von diesem Lande aus gesehen, bietet das deutsche Volk mit seinem pessimistischen Geseß und Gemüthe, seiner Muthlosigkeit und Verzagttheit, seiner Kurzsichtigkeit und Nörgelei ein unerfreuliches Schauspiel — ein so unerfreuliches, daß es sich gewiß dessen schämen würde, wenn die Möglichkeit gegeben wäre, daß es von einem erhöhten Standpunkte sein eigenes Ich beschauen könnte.“

Weiterhin äußert sich der Verfasser über unsere Zustände folgendermaßen:

„Es wird niemand leugnen wollen, daß staatliche Maßregeln der Landwirtschaft und Industrie eines Landes ebensowohl Wunden zu schlagen, als Kraft zu verleihen vermögen. Allein man mag den besten Zolltarif erdenken und eine Währung einführen, mit der ein jeder einverstanden ist, man mag eine Eisenbahnpolitik treiben, die als ein Muster von Weisheit gelten kann, und Behörden ins Leben rufen, welche väterlich raten und helfen sollen, — so wird das alles wenig nützen, wenn dem Volke wirtschaftliche Tüchtigkeit abgeht, wenn es diese kostbare Eigenschaft nicht besitzt, mit deren Hilfe es selbst staatliche Mißgriffe und natürliche Hindernisse überwinden kann. Die Nordamerikaner besitzen diese wirtschaftliche Tüchtigkeit; deshalb haben sie manche Nachteile zu bewältigen vermocht, u. a. durch die scharfe Arbeitsteilung und durch ihre oft bewundernswürdigen Einrichtungen, die auf Ersparnis von Zeit und Kraft hinauslaufen, wie durch ihr rasches und energisches Anneigen neuer Entdeckungen und Erfindungen.“

„Näher auf alle diese Dinge einzugehen, verbietet mir an dieser Stelle der Raum. Es konnte mir hier nur darum zu tun sein, zum Nachdenken anzuregen und die lediglich selbst geschaffenen Vorteile der Nordamerikaner ins rechte Licht zu stellen. Diese Vorteile, die keineswegs durch die Natur der Verhältnisse bedingt sind, können selbstverständlich nur einem Volke gegenüber zur Geltung gelangen, das, minder wirtschaftlich tüchtig, sich dieselben nicht anzueignen vermag. Von dem Augenblicke an, wo das letztere sich selbst diese Vorteile schafft, gehen sie dem Gegner vollständig verloren. Das deutsche Volk möge sich daraus zur Lehre machen, daß es den Schwerpunkt in seine Erziehung und Ausbildung zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit legen, und Zoll-, Währungs- und andere Fragen mehr als Nebenache betrachten sollte. Leider findet aber gegenwärtig in Deutschland das Umgekehrte statt. Da wird die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Zollsystem gelenkt, das in einem Sinne besprochen wird, als könne es das goldene Zeitalter bringen, wenn es nur nach dem Rezept der Schutzöllner oder Freihändler — denn beide Parteien zeigen ingrunde dasselbe verlodende Bild — abgefaßt wird. So hat der Glaube Fuß fassen können, daß der Zolltarif das Allheilmittel für alle wirtschaftlichen Gebrechen wäre, von ihm und nur von ihm wird die Gesundung des kranken Staatskörpers erhofft. Andere zeigen auf die Währungsfrage und unterhalten eine ruheloße Agitation, damit sie in ihrem Sinne gelöst werde, denn — nur so könne die wirtschaftliche Größe Deutschlands auf festem Grunde aufgebaut werden. Wieder andere wissen ganz genau, daß die Krankheit Deutschlands in seiner Ueberbevölkerung zu suchen sei; sie regen die öffentliche Meinung auf und bilden Vereine, um Kolonien zu gründen in Ländern, die sie nie gesehen haben, sondern nur aus Reisebeschreibungen kennen. Und über diesem Streiten und Zanken über Neben- dinge wird das notwendigste fast vergessen, wird kaum beachtet, daß die materielle Blüte des Landes nur aus der wirtschaftlichen Tüchtigkeit seiner Bewohner hervorgehen kann, und die alte Wahrheit, daß die rationelle Entwicklung der eignen Hilfsquellen des Landes der einzig sichere Weg zum Nationalwohlstande ist und bleibt, geht unter dem unablässigen Parteigezänk und dem kleinlich selbstsüchtigen Haschen nach staatlichem Schutz im Volke fast verloren. Bei alledem überhört man ganz, wie viel nutzbringende Arbeit unmittelbar vor der Thür liegt. In Preußen allein liegen noch 10 Millionen Morgen wüstes Land und im übrigen Deutschland wahrscheinlich ebensoviel. Also 20 Millionen Morgen wüstes Land! Und dabei soll Deutschland überbevölkert sein. Was wäre noch zu erreichen, wenn die Kultur von Rußpflanzen, die am Erzeugungs- ort zu veredeln wären, energisch in die Hand genommen würde! Wie viele Güter in Norddeutschland gibt es, welche ihrer Größe wegen nicht rationell bewirtschaftet werden, und die, in Bauerngüter zerlegt, doppelte und dreifache Erträge bringen würden. Dazu gehören Kapitalien, wird man mir einwenden. Nun, hat denn Deutschland nicht Kapitalisten, die nicht wissen, was sie mit ihrem Gelde in ihrem Vaterlande anfangen sollen und deshalb sich an Unternehmungen im Ausland beteiligen, wie Nordseebahn, Dregonbahn, Sutrotunnelunternehmungen, vor welchen sie selbst die waghalsigen Yankee-Kapitalisten zurückschrecken? Haben sie nicht neuerdings, aller herben Erfahrungen ungeachtet, Geld übrig gehabt für eine so zweifelhafte Spekulation wie der Panamakanal, und sind sie nicht bereit, Aktien für deutsche Kolonien, irgendwo auf der Erde, zu zeichnen? Wie wäre es, wenn diese Kapitalisten ihr Geld zuhause behielten und Kolonien im eigenen Vaterlande gründeten?“

(Zundgrube.)

**Ueber die Produktionsfähigkeit des Staates Texas** (Nordamerika) teilt die „Mail“ vom 26. Februar 1883 einige bemerkenswerte Daten mit. Für 1878/79 wurde der Wert seiner Produkte auf 57 820 141 Dollars geschätzt, für 1880/81 dagegen auf 95 960 930 Dollars, eine Summe, welche sich aus den Werten von 1260 247 Ballen Baumwolle, 20 671 339 Pfund Wolle, 781 874 Stück Vieh, 12 262 052 Häuten, 28 175 Pferden und Maultiere, 39 605 Wagenladungen Getreide und 278 609 542 Fuß Holz zusammensetzt. Im Jahre 1881 betrug die texanische Weizenernte 3 287 500 Bushels, 1880 nur 2 577 223. Die gesammte Ernte der Vereinigten Staaten im Jahre 1879 betrug nach der offiziellen Statistik an Weizen 448 755 118 Bushels (auf 32 545 899 Akres), an Roggen 1 544 899 193 Bushel (auf 53 085 401 Akres), und die Bodensfläche, welche die neun hauptsächlichsten Ernten der Union — Baumwolle, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Heu, Korn, Kartoffeln und Buchweizen — erzeugte, wird zu 223 763 Quadratmiles angegeben. Diese Schätzung als richtig angenommen, so besitzt Texas Land genug, um sämtliche Haupternten der Union hervorzubringen, und behält immer noch ein Gartenareal von 50 000 Quadratmiles übrig; es hat also Aussicht, in Zukunft eine große Rolle als Ackerbauzentrum zu spielen. Seine Baumwollenernte ist bereits größer, als die eines andern Staates der Union, und die Hafer ist länger, seidenartiger und in jeder Hinsicht besser, als sonst in Amerika. Nächst dem Ackerbau ist die Viehzucht die wichtigste Industrie in Texas. Der ganze Westen und der Bezirk Panhandle besaßen sich nur mit derselben. Die jährliche Nachzucht für Weideland beträgt nur zwei Cents, so daß die Kosten der Zucht verschwindend gering sind, und rasch große Vermögen erworben werden. Für Schafzucht eignet sich am besten von allen Ländern das ganze Gebiet zwischen den bewaldeten Gegenden des Ostens und den Llanos Estokados im Westen, südlich bis zum Rio Grande, sowie Westtexas zwischen dem Indianerterritorium und Mexiko. Es soll jetzt 8 Millionen Schafe im Lande geben im Werte von 24 Millionen Dollars; das ganze Kapital, welches in der Schafzucht steckt, wird auf 47 600 000 Dollars veranschlagt.

(Globus).

**Ueber die Beleuchtung des Savoytheaters in London und des brünner Stadttheaters** teilen wir nach einem Vortrage von Paul Jordan Folgendes mit. In ersterem sind die sämtlichen Lampen zu je zweien hintereinander geschaltet, jedoch gruppenweise; dabei besteht jede Gruppe aus 15 bis 20 Lampen und dies bietet den Vorteil, daß, wenn eine Lampe einer Gruppe zu Grunde geht, nicht noch eine zweite mit verlischt, wie dies geschehen würde, wenn Gruppen von zwei hintereinander geschalteten Lampen parallel geschaltet würden.

Im genannten Theater strahlen auch die sämtlichen Feen, welche in der großen, abendlich gegebenen Færie „Solanthé“ auftreten, in ihrem eigenen elektrischen Lichte; jede derselben trägt eine kleine, winzige Swanlampe im Haare. Der Strom wird durch eine aus zwei Elementen bestehende Plantische Sekundärbatterie geliefert, welche die Feen zwischen ihren Flügeln und unter herabwallendem Haare versteckt auf dem Rücken tragen. Eine solche Sekundärbatterie wiegt 1,75 Kilo. Die kleinen Lampen stehen durch dünne, biegsame Leitungen mit der Batterie in Verbindung und sind mittels eines Kammes im Haare befestigt. Die erzielte Wirkung ist eine sehr hübsche.

Die elektrische Beleuchtungsanlage des brünner Stadttheaters wurde gemeinschaftlich ausgeführt von der Kommanditgesellschaft für angewandte Elektrizität Brüdner, Rosß und Konsorten in Wien und der Société Electrique Edison in Paris.

Der von vier Maschinen gelieferte Strom wird in einem Edison-Kabel nach dem Theater geleitet.

Im Keller des Theaters verzweigt sich das Kabel in zwei Stromkreise. Der eine, die sogen. Hausleitung, enthält 369 Lampen in der Vorhalle, auf den Treppen u. s. w., deren Lichtstärke während der ganzen Brenndauer die nämliche zu bleiben hat. In dem zweiten Stromkreise liegen sämtliche (1015) Lampen, deren Lichtstärke verändert werden muß, also die im Bühnen- und Zuschauerraume. An der Verzweigungsstelle ist in jede Leitung ein Bleistreifen eingeschaltet, welcher schmilzt und dadurch den Leitungsprozeß unterbricht, sobald in diesem Zweige irgendwo ein kurze Schließung entsteht, welche eine feuergefährliche Erhitzung der Leitung nach sich ziehen könnte. Ähnliche Bleistreifen sind auch anderwärts an den Abzweigungen angebracht.

Zur Beleuchtung der Bühne bei den im Laufe des Tages abzuhaltenden Proben dienen 40 Edison'sche B-Lampen von je acht Normalsterker Lichtstärke, welche durch eine im Keller aufgestellte, kleine Gramme'sche Maschine gespeist werden, zu deren Betrieb ein auch zur Bewegung eines Ventilators bestimmter Ottoscher Gasmotor dient. Die den Raum dieses Gasmotors erleuchtende Flamme ist die einzige im ganzen Theater vorhandene Gasflamme.

Die Lampen einer jeden Sofitte, Rampe und Coullisse sind in drei Stromkreise eingeschaltet, und zwar ist jede zweite bzw. dritte Lampe mit einer elastischen Gelatinhülle von roter bzw. grüner Farbe überzogen, um dadurch das zu verschiedenen Bühnenzwecken erforderliche farbige Licht hervorbringen zu können. Da also von sämtlichen Sofitten-, Rampen- und Coullissenlampen nur der dritte Teil zu gleicher Zeit brennt, so sind immer nur ungefähr 900 Lampen im Betriebe. Für die Verjesstücke sind am Boden der Bühne und auf dem Schmirboden je sechs Paar Polklemmen angebracht, welchen der Strom durch biegsame Leitungen zugeführt wird.

Die sämtlichen Glühlampen des Zuschauerraumes sind mit einformig gestalteten Milchglasglöden umgeben, welche das Licht leider um etwa 40 Prozent abschwächen. Eine Dämpfung des Lichtes, welche im vorliegenden Falle offenbar eine zur Stärke ist, mußte gegen den Willen der Elektrotechniker auf besonderen Wunsch der Architekten gesehen, weil letztere befürchteten, daß man bei ungedämpften Lampen zu viele Schäden an ihrer Dekoration, namentlich an der Vergoldung entdecken würde. Ebenso sind die meisten Lampen an den Kronleuchtern im Treppenhause und im Foyer mit Milchglasglöden versehen. Dagegen spenden die in der Vorhalle an äußerst geschmackvollen zweiarmligen Trägern angebrachten und die in den Sturen vorhandenen Lampen ihr volles Licht. Die Brenndauer der Glühlämpchen soll mindestens 700 Stunden betragen. — Als Notbeleuchtung dienen 80 von außen ventilirte Laternen, welche sehr geschickt verteilt sind.

Nach dem Vertrage zwischen der Gemeinde Brunn und den Unternehmern erhalten letztere für die Herstellung der Betriebsanlagen im vollen Umfange und deren Unterhaltung während 20 Jahren jährlich eine Summe von 14 000 Gulden, von welcher nach dem aufgestellten Tilgungsplane 7062 Gulden auf Zinsen und Kapitalsamortisirung entfallen, wogegen der Rest von 6938 Gulden der Betrag für die jährlichen Betriebskosten ist. Nach Ablauf des 20jährigen Vertrages geht die ganze Anlage sammt allem Zubehör in das Eigentum der Stadt über. (Polst. Journal.)

**Der Zuder als diätetisches Mittel.** Dieser als Gewürz so allgemein gebrauchte und beliebte Stoff vermag als diätetisches Mittel unstreitig auch gewisse arzneiliche Wirkungen auf den Körper auszuüben. Dies erkannten schon die älteren Aerzte, indem sie denselben bald gegen mancherlei Beschwerden empfahlen, bald gegen den Mißbrauch desselben gewarnt haben. So empfiehlt Hufeland in seiner „Makrobiotik“ Leuten, die eine sitzende Lebensweise führen (Gelehrten u.) den Genuß von Zudernasser. Ein großer Lobredner des Zuders war unter anderem der Geh. Medizinalrat Vogel in Kostock, der täglich ein Pfund Zuder verzehrte und 88 Jahre alt wurde. Solche Beispiele liegen noch mehrere vor. Es wäre aber gewiß ein Irrtum, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß der Genuß von größeren Quantitäten Zuder unterschiedslos ein Heilmittel gegen Krankheiten oder gar ein Panacee zur Verlängerung des Lebens sei.

In mäßiger Menge wirkt der Zuder zerteilend, erweichend, die Ausdünstung vermindern, die Verdauung fetter und mehligter Speisen befördernd. Im Uebermaß greift er den Magen an, erregt starken Durst, erzeugt viel Schleim, Aufgebuntheit und Ausschläge (bläuhrote Flecken). Personen, die wenig oder leichtverdauliche Speisen zu sich nehmen, ist er weniger zuträglich als solchen, die viel und schwerverdauliche Nahrung genießen, indem er hier in der That zur Beförderung der Verdauung beiträgt. Er ist besonders bejahrten Personen, deren Fasern erhärten, und Personen in heißen trodenen Ländern zuträglich. Weniger geeignet ist er dagegen für solche, die viel an Säure leiden.

Außerlich wirkt der Zuder reinigend, säulniswidrig, reizend. Er kann daher als Niesmittel, zu Gurgelwassern, zur Reinigung von Geschwüren, gegen wildes Fleisch und in Klystieren gebraucht werden. Der oben erwähnte Dr. Vogel äußert sich unter anderem über die Wirkungen des Zuders: „Er befördert die Verdauung, erleichtert die Stuhlausleerung, ist nährend und stiftet sonst im Organismus viel Gutes. Gibt es ein Mittel, ein langes Leben zu begünstigen, so ist es der Zuder. Vortreffliche Nebenwirkungen des Zuders sind, daß er nach Gemütsbewegungen und Erhizung die beste und sicherste Beruhigung und Kühlung gibt, daß er der Brust wohlthätig ist, daß er Blähungen und daher entstehende Beängstigung abhält“ u. s. w.

Zudernasser, Abends genommen, ist ein bekanntes, auch von Hufeland empfohlenes Volksmittel gegen Verdauungsbeschwerden und daher rührende Schlaflosigkeit; ebenso gegen Ayrdrüden. Nach Erkältung, bei Schnupfen und Husten wirkt oft heißes Zudernasser, in kleinen Portionen häufig getrunken, sehr günstig. (Zundgrube.)

**Empfindlichkeit eines Tintenfisches.** Nach Lacaze-Duthiers gibt es in der ganzen Welt wohl kein Tier, das empfindlicher als der kleine Tintenfisch *Sepioloa* wäre, der an den französischen Küsten sehr häufig

ist. Man braucht nämlich bloß das Aquarium, in dem sich ein solches Tier befindet, ein bisschen zu bewegen, und sofort färbt das Tier sich nacheinander weiß, schwarz, endlich ganz bunt. Gigot hat darüber eine Reihe von Untersuchungen angestellt. Die Zegumente des Tieres enthalten große Zellen, die mit langen Fortsätzen versehen sind, die Pigmente enthalten und daher als Chromatophore bezeichnet werden. Ziehen sich diese Chromatophore zusammen, so verschwindet das Pigment, das Tier erscheint weiß; erweitern sie sich, so erscheint es gefärbt. Ueber die Natur dieser Zellenumgestaltung hat man verschiedene Hypothesen aufgestellt; einige Naturforscher halten sie für eine Wirkung der Muskelkraft, andere sehen sie als Ausfluß der Nerventätigkeit an; Gigot endlich meint, daß die Chromatophoren durch Einwirkung des in ihnen enthaltenen Protoplasmas zusammengezogen und erweitert werden. (Académie des sciences de Paris. Sitzung am 26. Febr. 1883.)

### Sprechsaal für jedermann.

**Berichtigung.** Die Nummer 13 der „Neuen Welt“ enthält eine Notiz mit der Aufschrift: Ein neues Werk Proudhons. Diese Notiz enthält gerade soviel Irrtümer als Worte. Die Tatsachen sind folgende: Erstens ist die hinterlassene Schrift Proudhons kein ausgearbeitetes Werk, sondern nur der Umriß zu einem solchen. Zweitens führt dieser Umriß nicht den Titel *Le Césarisme et l'histoire*, sondern *Césarisme et Christianisme* (Cäsarismus und Christentum) und behandelt die Zeit vom Jahr 45 vor bis zum Jahr 476 nach Christi Geburt. Drittens wollen die Hinterbliebenen das Werk nicht jetzt veröffentlichen, sondern der Herausgeber von Proudhons Korrespondenz, J. A. Langlois, hat dasselbe bereits veröffentlicht. Es ist im Januar d. J. bei E. Marpon & C. Flammarion in Paris in zwei je ungefähr 300 Seiten starken Bänden erschienen. — Daß damit auch die Reflexionen des Berichterstatters über die „Glanzzeit“ des zweiten französischen Kaiserthums und über die „nicht ganz klaren Beziehungen“ Proudhons zu Napoleon III. schnöde ins Wasser fallen, ist sehr zu beklagen. Denn von alledem sieht natürlich in der Proudhonschen Schrift kein Wort. Was die letztere Insinuation selbst betrifft, so beweist das Wiederauwärmen derselben, nachdem seit Proudhons Tode bald zwanzig Jahre, seit der Veröffentlichung seiner umfangreichen Korrespondenz bald zehn Jahre verfloßen sind und alles einschlägige Material längst vorliegt, eine so totale Unkenntnis des wirklichen Sachverhalts, daß ich Ihrem Berichterstatter nur Einen Rat geben kann — zu schweigen, wenn von Proudhon die Rede ist. Dr. A. Mülberger.

Wir enthalten uns jeder Bemerkung zu dieser Meinungsäußerung bis die Gegenerklärung seitens unseres von dieser Kritik betroffenen Herrn Mitarbeiters vorliegt. Red. d. „N. W.“

### Rebus.



### Auflösung des Rebus in Nr. 20:

Most, der nicht gährt, wird nie Wein.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zaded. (Schluß.) — Der Freiheitskampf der Stedinger im 12. und 13. Jahrhundert. Von Dr. Ludwig Brautigam. — Der Bekämpfer des Autoritätsglaubens. Von Dr. Richard Ernst. — Rußlands Zarenpalast. (Mit Illustration.) — Ich bleibe ledig. Novelle von Enrico Castelnovo. Deutsch von Konrad Telmann. (Schluß.) — Welthandel und nationale Produktion. Von Bruno Geiser. (Schluß.) — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart. I. Erkennt. II. Gebet eines Ungläubigen. Von Peter Thomas. — Der Barbier von Kairo. (Mit Illustration.) — Junge Brut. (Mit Illustration.) — Verfolgung von Betyaren in Ungarn. (Mit Illustration.) — Ein Bild aus der Schredenszeit. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Die nordamerikanische Konkurrenz und die deutsche Landwirtschaft. — Ueber die Produktionsfähigkeit des Staates Texas. — Ueber die Beleuchtung des Savoytheaters in London und des brünner Stadttheaters. — Der Zuder als diätetisches Mittel. — Empfindlichkeit eines Tintenfisches. — Sprechsaal für jedermann. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Humoristisches. — Mannichfaltiges.

Mit dieser Nummer beginnt das IV. Quartal des 8. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen ungehäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

### Die Expedition der „Neuen Welt.“

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Fangelbachstraße 32. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. S. B. Diez in Stuttgart.